



KODAK GRAY SCALE



C	Red-Filter Negative	Cyan Printer	M	Green-Filter Negative	Magenta Printer	Y	Blue-Filter Negative	Yellow Printer
----------	---------------------	--------------	----------	-----------------------	-----------------	----------	----------------------	----------------

no A .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90



black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green



KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

Die Jesuiten

und

das Herzogtum Braunschweig.

Aufgrund

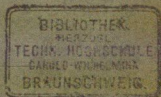
gedruckter und handschriftlicher Quellen

dargestellt

von

Friedrich Koldewey.

Preis 1 Mark.



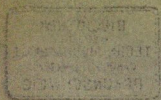
Braunschweig.

C. A. Schwetsche und Sohn

(E. Appelhans).

1889.

Preis für die Ausgabe ohne Anmerkungen 60 Pf.



Die Jesuiten

und

das Herzogtum Braunschweig.

Aufgrund

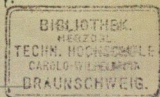
gedruckter und handschriftlicher Quellen

dargestellt

von

Friedrich Koldewey.

II. 37. 170



Braunschweig.

Geschenkt

C. A. Schwetschke und Sohn

(C. Appelhaus).

1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Herrn

D. Friedrich Nippold,

ordentlichem Professor in der theologischen Fakultät

zu Jena.

V o r w o r t.

Das vorliegende Schriftchen, das die erweiterte Bearbeitung eines Vortrages bildet, stellt zusammen, was dem Verfasser bei seinen kirchen- und schulgeschichtlichen Forschungen über die Einwirkung des Jesuitenordens auf das Herzogtum Braunschweig und die bis 1634 zu dem Gebiete der wolfsenbüttelschen Herzöge gehörigen Teile Hannovers bekannt geworden ist. Die darin enthaltenen Mittheilungen dürften auch für weitere Kreise des Interesses nicht entbehren. Denn der enge Rahmen, in welchen die Darstellung sich einspannt, ist weit genug, um die Ziele der Gesellschaft Jesu und die Art ihres Wirkens, wenn auch nicht allseitig, so doch in den wesentlichsten Punkten deutlich hervortreten zu lassen, und fehlte auch der Thätigkeit, welche die Jünger des heiligen Ignatius auf braunschweigischem Boden entwickelt haben, jener weitgehende, tiefgreifende und nachhaltige Erfolg, von dem z. B. die Geschichte der österreichischen Länder, Bayerns und einer Anzahl von geistlichen Fürstenthümern des Deutschen Reiches zu melden weiß, so war sie doch keineswegs so geringfügig und harmlos, wie man gemeinlich anzunehmen geneigt ist. Die Gestalt des evangelischen Märtyrers, welcher auf dem Amthofe zu Steuerwald der Nachsucht hildesheimischer

Jesuiten zum Opfer fiel, verdient auch in weitester Ferne Beachtung und Teilnahme zu finden.

Über die Druckwerke und die zum größten Teil bisher noch nicht beachteten Aktenstücke, welche der Verfasser bei dieser Arbeit benutzt hat, bieten die Anmerkungen des Anhangs die erforderliche Auskunft. Außerdem enthalten dieselben noch eine Reihe von Mittheilungen und Auseinandersetzungen, welche, ohne die Übersichtlichkeit der Darstellung zu stören, in das Schriftchen selbst nicht wohl eingeflochten werden konnten.

Braunschweig, 4. Januar 1889.

D. Goldewey.

Es war im Herbst des Jahres 1540, als der erste Jesuit auf deutschem Boden erschien: Petrus Faber, einer von den sieben Stiftern der kurz zuvor — am 27. September 1540 — von Papst Paul III. bestätigten Ordensgesellschaft. In Worms, wo Martin Luther vor Kaiser und Reich das Wort gesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ eröffnete er seine Thätigkeit.¹⁾

Zwei Jahrzehnte genügten, um die Jesuiten über weite deutsche Länderstrecken zu verbreiten und überall die Befenner des evangelischen Glaubens mit ernster Besorgnis zu erfüllen. Auch am Strande der Oker wurde ihr Wesen und Wirken früh erkannt und empfunden. Der Koadjutor und spätere Superintendent der Stadt Braunschweig, Martin Chemnitz, vergleicht sie mit Schwärmen von Heuschrecken und meint, wie diese zuweilen die Sonne verdunkelten, so wollten die Jesuiten dem Vaterlande das Licht des Evangeliums rauben, womöglich es ganz auslöschen. „Gegen dich, o Deutschland“, so ruft er aus, „gegen dich und dein Wohl ist die Sekte der Jesuiten grundsätzlich von Anfang an gerichtet gewesen. Die Sache liegt klar zu Tage. Schon haben ihre Schwärme sich Oesterreichs bemächtigt, Bayern besetzt; kürzlich sind sie mit großem Geräusch in Westfalen eingedrungen und schauen nun aus ihren Stöcken und Nestern umher, wohin sie dieselben noch weiter vorschieben können.“

So schrieb Chemnitz 1562.²⁾ Keine drei Jahre vergingen, so gehörte auch das Herzogtum Braunschweig zu den Arbeitsfeldern jesuitischer Thätigkeit.

Hier lagen zu jener Zeit die Zügel der Regierung in den Händen Heinrichs des Jüngern, eines Fürsten, der trotz des geringen Verständnisses, das er für die kirchlichen Streitfragen besaß, gleichwohl als eifriger Anhänger der kaiserlichen Politik mit unermüdlicher Thatkraft die keizerischen Neuerungen von seinem Gebiete fernzuhalten bemüht war.³⁾ Nicht überall freilich mit gleich günstigem Erfolge. Die alte und hochangesehene Hansestadt Braunschweig kümmerte sich, vermöge der Unabhängigkeit, welche sie im Laufe der Jahrhunderte sich zu erwerben gewußt hatte, nur wenig um den Willen des zu Wolfenbüttel residierenden Landesherrn. Schon seit 1528 erfreute sie sich hinter ihren festen Mauern ungestört lutherischer Predigt und lutherischer Sakramentsverwaltung. Und wie hier, so fand auch in den übrigen Theilen des Fürstentums das Augsburger Bekenntnis Aufnahme und Geltung, als der Herzog 1542 durch den Schmalkaldischen Bund für mehrere Jahre sein Erbe zu meiden gezwungen ward. Nach seiner Rückkehr freilich versuchte derselbe, dem alten Glauben durch strenge Verordnungen die frühere Herrschaft zurückzugeben; aber wieder und wieder traten, bald hier, bald dort, Spuren von einer Hinneigung zu den neuen Lehren und zu den neuen Gebräuchen deutlich hervor. Selbst in der nächsten Umgebung des Fürsten standen neben den Anhängern des Papsttums heimliche Freunde des Protestantismus; der Erbe des Throns machte trotz der Gefahren, die ihm dadurch erwuchsen, aus seinen evangelischen Überzeugungen kein Hehl, und schließlich legte sogar der regierende Herr, sei es aus Überdruß an dem unaufhörlichen kirchlichen Hader, sei es infolge des mildernden Einflusses, den ein hohes Lebensalter auch auf die leidenschaftlichsten Charaktere auszuüben pflegt, gegen das Hervortreten keizerischer Reden und Töden, wenn auch nicht immer, so doch zuzeiten, eine bedenkliche Nachsicht und Gleichgültigkeit an den Tag. Und als nun gar der Tod eine der kräftigsten Stützen der römischen Partei, den strengen Franziskaner Heinrich Helmes, dahinraffte, schien die Sache des Papsttums im Braunschweigischen ernstlich gefährdet.⁴⁾

In ihrer Not richteten die römisch Gesinnten ihr Augenmerk auf den Jesuitenorden. Schon an vielen Orten hatte derselbe der wandernden Papskirche in wunderbar kurzer Zeit Halt und

Festigkeit zurückgegeben. Damit auch Braunschweig einer gleichen Wohlthat theilhaftig werde, überredete der Führer der Partei, der Vizekanzler Rudolf Halver, den Herzog, ein Mitglied des Ordens, Petrus Hovet, an den Sitz des fürstlichen Hofes zu berufen.⁵⁾ Es wird im Jahre 1564 gewesen sein, als derselbe dort eintraf.

Nur wenig ist über die Persönlichkeit des hochwürdigen Herrn und über seine Wirksamkeit im Braunschweigischen bekannt. Sein Familienname Hovet (d. i. Haupt, latinisirt Capitius) weist auf niedersächsishe Abkunft. Vielleicht ist es dieselbe Persönlichkeit, welche in dem Verzeichniß der hildesheimischen Domherren als Vicentiat Petrus Heubt verzeichnet steht.⁶⁾ Ein Zeitgenosse, der mit den braunschweigischen Verhältnissen aus eigener Erfahrung bekannt war⁷⁾, hebt seine Gewandtheit in den römischen Schlichen und Kniffen hervor und deutet auch an, daß es mit seinen Sitten nicht zum allerbesten bestellt gewesen sei; den Evangelischen habe er im Bunde mit dem einflußreichen Priester an der Marienkirche zu Wolfenbüttel, Bernhardin Lasthausen, und dem Vizekanzler Rudolf Halver nicht geringe Gefahren bereitet, vor allen dem Hosprediger Heinrich Hummel. Als dieser 1564 es wagte, die Mißbräuche der römischen Messe zu tadeln, und im folgenden Jahre sich sogar weigerte, am Tage der Himmelfahrt der Gottesmutter die übliche Kräuterweihe vorzunehmen, entflammte das altgläubige Kleeblatt den Zorn des Fürsten zu heller Glut. Hummel wurde bei Wasser und Brod in ein elendes Kerkerloch gesperrt; zwei Diebe bildeten seine Gesellschaft. Vergeblich war die Fürbitte der Herzogin und ihrer Hofdamen; auch die Fürsprache mehrerer Herren vom Adel und aus den höchsten Beamtenkreisen scheiterte an dem Widerspruche Hovets und seiner Gefinnungsgeossen. Erst das Gutachten einiger Prälaten, Hummel habe nur wirklich grobe Mißbräuche des Papsttums getadelt, bewog den Herzog, denselben seiner Haft zu entlassen. Er hat später Gelegenheit gefunden, als Hosprediger des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve frei und offen für die Ausbreitung und Befestigung des evangelischen Glaubens zu wirken.

Noch bei einer andern Gelegenheit lassen sich die Spuren von einer Einwirkung des Jesuiten Hovet verfolgen. Im Jahre

1564 hatte Papst Pius IV. aufgrund einer Ermächtigung des Tridentiner Konzils⁹⁾ dem Kaiser Ferdinand I. und einer Anzahl von Reichsfürsten, darunter auch Herzog Heinrich, die Erlaubnis erteilt, in ihren Ländern denen, die danach verlangten, das h. Abendmal unter beiderlei Gestalt reichen zu lassen. Man hoffte durch diese Maßregel den Führern der Ketzerei das Schwert aus den Händen zu winden und eine große Zahl von Wankenden und zum Abfall Geneigten im Zusammenhange mit der römischen Kirche zu erhalten. Damit aber durch solche Gewährung die Papskirche keinen Schaden erlitte, war dieselbe mit einigen Bedingungen verknüpft worden, nämlich: daß zunächst die, welche den Kelch begehrten, vor dem Empfange desselben Reue bewiesen und beichteten, daß ferner das Sakrament auch unter beiderlei Gestalt durch ordnungsmäßig eingesetzte katholische Priester verwaltet würde, daß endlich die den Kelch Genießenden sich zu dem Glauben der römischen Kirche bekennen und insbesondere auch sich ausdrücklich damit einverstanden erklären sollten, daß die Kommunion unter einerlei Gestalt, wie sie die Kirche eingeführt habe, keineswegs auf einem Irrtum beruhe, und daß im h. Abendmahl sowohl mit als ohne Kelch der ganze Christus genossen werde.⁹⁾

Der Kaiser hatte von der päpstlichen Erlaubnis sofort Gebrauch gemacht, und in dem Edikte, das er dieserhalb erließ, wird der damit verknüpften Bedingungen gar nicht gedacht.¹⁰⁾ Anders Herzog Heinrich. Er ließ mehrere Jahre verstreichen, ehe er seinen Unterthanen den Genuß des Kelches gestattete, und als dieses dann endlich 1567 geschah, enthielt die darauf bezügliche Verordnung die Bedingungen in einer so scharf zugespitzten Fassung, daß die Annahme derselben nicht mehr und nicht weniger als eine rückhaltlose Unterwerfung unter das römische Dogma und unter die römische Priesterherrschaft bedeutete. Verfaßt wurde die Verordnung von Pater Petrus Hovet.¹¹⁾ Sein Werk zeigt ihn als einen verständnisvollen Diener römischer Praxis. Man bietet den Kelch, aber man verlangt dafür das Opfer der bessern Überzeugung. Wo bleibt da das Wort Christi: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch?¹²⁾ Von dem alten Rom hat einmal ein schlauer Beduinenkönig gesagt, daß es eine käufliche Stadt sei, wenn nur ein Käufer sich dazu fände.¹³⁾ Auch in

dem päpstlichen Rom ist manches feil; aber hoch sind die Preise, welche der Stellvertreter Christi und seine Getreuen, die Jesuiten, von den Kauflustigen fordern. Ein evangelischer Christ wird sie zu zahlen mit unverletztem Gewissen nicht imstande sein.

Mit dem Tode seines fürstlichen Gönners ging Hovets Thätigkeit im Herzogtum Braunschweig zu Ende. Er zog davon, als Herzog Julius (1568—1589), der Sohn und Nachfolger des Herzogs Heinrich, fast unmittelbar nach seinem Regierungsantritte sich anschickte, sein Land aus den Armen der alleinseligmachenden Kirche in die verderblichen Umschlingungen des Protestantismus hinüberzuführen.¹⁴⁾

In der That hörte nunmehr das braunschweig-wolfenbüttelsche Land auf, für die Arbeit des Jesuitenordens ein günstiger und fruchtbringender Boden zu sein. Denn kraft des an sich zwar sittlich verwerflichen, aber im 16. und 17. Jahrhundert ganz allgemein als rechtsgültig anerkannten Grundsatzes, daß dem Landesherrn als Bestandteil der Staatsgewalt auch die Gewalt über die Religion seiner Unterthanen zukomme, verlieh der neue Herrscher in seinem ganzen Gebiete dem rechtgläubigen Luthertum eine unbeschränkte und ausschließliche Alleinherrschaft. Die „päpstischen Irrtümer und Mißbräuche“ sollten, ebenso wie alle „Rotten und Sekten, Zwinglianer, Schwefsfelbianer, Wiedertäufer, und wie sie mehr Namen haben möchten,“ völlig davon ausgeschlossen sein.¹⁵⁾ Nur was mit der neuen Kirchenordnung und mit dem darin enthaltenen, von dem strengen Lutheraner Martin Chemnitz zusammengestellten Corpus doctrinae übereinstimmte, durfte in Kirchen und Schulen vorgetragen werden.¹⁶⁾ Jede Abweichung davon war bei schwerer Strafe und Ungnade verboten, und mehr als einmal haben die Uebertreter die harte Hand des Fürsten zu fühlen bekommen. Nur bei den Benediktinern des dem reichsunmittelbaren Abt von Werden an der Ruhr gehörigen, aber der Schutzherrschaft der Herzöge unterstellten St. Ludgeriklosters bei Helmstedt machte er eine Ausnahme. Sie durften bei verschlossenen Thüren und mit leiser Stimme die Messe lesen, mußten aber dafür einen lutherischen Prediger unterhalten, der öffentlich in der Klosterkirche den Gottesdienst in evangelischer Weise abhielt.¹⁷⁾

Auch unter Heinrich Julius (1589—1613), dem Sohne des

Herzog Julius, und unter seinem Enkel Friedrich Ulrich (1613—1634) blieb die Kirchenordnung von 1569 in voller Kraft, und wiederholt wurde in Landtagsabschieden und fürstlichen Religionsaffekurationen erklärt, daß neben der Lehre des Corpus doctrinae Julium irgend welche „fremde“ Lehre — so nannte man zu jener Zeit alles, was mit der Landesreligion nicht übereinstimmte — in den braunschweig-wolfenbüttelschen Landen auf keine Weise geduldet werden sollte.

Ohne Zweifel hielten Herzog Julius und seine Nachfolger ihre kirchenpolitischen Gesetze und Verordnungen für hinlänglich starke Bollwerke, um in ihrem Lande die Reinheit und die Alleinherrschaft des Luthertums sicher zu stellen. Aber was bedeuten die Gesetze eines protestantischen Landesherrn für einen Orden, der durch keinen andern Willen sich gebunden fühlt, als durch den seines Generals zu Rom, der keinen andern Gehorsam kennt, als den, der ihm durch seine eignen Sakungen auferlegt wird! Gerade der Widerstand reizt seinen Eifer, um so mehr, je größeren Gewinn ihm seine Thätigkeit in Aussicht stellt.

Und Großes in der That wäre erreicht worden, wenn es den Jesuiten gelungen wäre, das Gebiet der wolfenbüttelschen Herzöge für Rom zurückzuerobern. Nicht deshalb allein, weil dieses Land für eine der stärksten Burgen des evangelischen Glaubens galt, sondern auch wegen der räumlichen Größe und der politischen Bedeutung desselben. Denn weit umfangreicher als das jetzige Herzogtum Braunschweig war der Länderkomplex, den auf der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die am Strande der Oker residierenden Nachkommen Heinrichs des Löwen unter ihrem Scepter vereinigten. Außer dem Fürstentum Wolfenbüttel umfaßte derselbe, von kleineren Gebietsteilen abgesehen, das reiche und fruchtbare Stift Hildesheim mit Ausnahme der Hauptstadt des Bistums und weniger Ämter, die Fürstentümer Kalenberg-Göttingen und Grubenhagen, die Hälfte der Grafschaft Hoya, die Abtei Walkenried und die Grafschaft Reinstein-Blankenburg. Dazu kam noch das Bistum Halberstadt, in dem Herzog Heinrich Julius als weltlicher Bischof die Herrschaft führte. Wahrlich, es lohnte der Mühe, solch einen Bissen dem Wolfsrachen der Ketzerei zu entreißen!

Leicht freilich war die Aufgabe nicht, doch auch keineswegs unlösbar. Nur mußte man fein vorsichtig zu Werke gehen und keine allzu schnellen Erfolge erwarten. Das Mittel aber, das ein, wenn auch langsames, so doch sicher fortschreitendes Gelingen in Aussicht stellte, war die Schule.¹⁵⁾

Von vornherein hatten die Jesuiten die Richtigkeit des Satzes erkannt, daß dem die Zukunft gehört, der das heranwachsende Geschlecht für sich zu gewinnen versteht. Dem Stifter des Ordens erschien der Jugendunterricht so wichtig, daß er die Verpflichtung dazu sogar als fünftes Gelübde in die Ordenssatzungen seiner Jüngerschaft aufnehmen wollte. Das ist nun freilich nicht geschehen; aber die Stiftungsurkunde, welche Papst Paul III. dem Orden verlieh, nennt unter den Mitteln, durch welche derselbe sein Ziel zu erreichen strebe, neben der öffentlichen Predigt, den geistlichen Übungen und den Werken der Liebe ausdrücklich auch „die Unterweisung der Knaben und Unwissenden im Christentume“. Anfangs hatte man darunter den gesamten christlichen Jugendunterricht verstanden; bald aber schob man die eigentliche Volks- oder Elementarschule völlig beiseite und beschränkte sich ganz und gar auf den gelehrten Unterricht. Nicht mit Unrecht. Auf diesem Boden ließen sich für die Zwecke des Ordens die reichsten Früchte erzielen.

Als eine seiner vornehmsten Bildungsanstalten hatte der Jesuitenorden bereits 1552 zu Rom das Collegium Germanicum gegründet. Befähigte deutsche Jünglinge wurden darin in jesuitischem Geiste erzogen und unterrichtet, um später als Missionare in ihre von dem Kegertum durchseuchte Heimat zurückzukehren. In dieser selbst aber war, wie überall, wo man eine tiefergehende und nachhaltige Wirksamkeit zu entfalten beabsichtigte, im Laufe weniger Jahrzehnte eine Reihe von Kollegien und Gymnasien emporgeschossen, die nicht bloß für die Novizen des Ordens, sondern auch für Laien sich öffneten. Die Söhne des Adels und des höheren Bürgerstandes fanden darin eine ganz besonders willige und zuvorkommende Aufnahme und erhielten neben dem Unterricht in den Wissenschaften auch Erziehung und körperliche Pflege. Der Glaube der Eltern, ob katholisch, ob lutherisch, kam dabei so wenig in Betracht, daß die, welche im Schoße der Irrlehre ge-

boren waren, vor den Kindern rechthgläubiger Familien keine Zurücksetzung verspürten. Ihnen gerade wurde angesichts des Zweckes, den der Orden verfolgte, wenn auch die Ordensstatuten davon schweigen, nicht selten eine ganz besondere Pflege und Sorgfalt gewidmet.

Ganz Deutschland wurde mit einem förmlichen Netze von Jesuitenschulen überspannt, und vornehmlich in den Ländern und Städten mit einer konfessionell gemischten Bevölkerung durfte man sicher sein sie zu finden. Wo aber ein Territorium sich gegen die erzieherischen Bemühungen der heiligen Genossenschaft verschloß, da verfehlte man wenigstens nicht, hart an der Grenze eins oder, wo möglich, gleich mehrere von diesen pädagogischen Bollwerken zu errichten, um von dort aus die Bekämpfung der Sektierer zu betreiben. So war denn auch das wolsenbüttelsche Fürstentum dort, wo es an katholische Gebiete stieß, mit einem förmlichen Gürtel solcher geistlichen Angriffswerke umzogen worden. Heiligenstadt im kurmainzischen Eichsfelde, Hildesheim, Paderborn, weiter nach Westen auch noch Münster, besaßen schon vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts umfangreiche und blühende Jesuitenkollegien. Das waren die Ausfallspforten, von denen aus der Orden den heiligen Waffengang gegen die braunschweigische Ketzerei ins Werk setzte.

Es ist nicht die Absicht, an dieser Stelle den Wert oder Unwert der jesuitischen Lehranstalten eingehend zu erörtern, um so weniger, als nicht bloß der im evangelischen Glauben fest gegründete Protestant, sondern überhaupt jeder, dem es bei der Jugenderziehung nicht sowohl an der Aneignung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten, als vielmehr an einer wahrhaften Geistes- und Herzensbildung ernstlich gelegen ist, trotz der überschwenglichen Lobeserhebungen, mit denen diese Anstalten in alter und neuer Zeit überschüttet worden sind, über die Verwerflichkeit derselben hinsichtlich ihrer letzten Ziele und ihrer innersten Grundsätze nicht zweifelhaft sein kann. Aber andererseits wird es doch erforderlich sein, auf einige Punkte hinzuweisen, welche es erklären, daß die Jesuitenschulen nicht bloß bei den römisch Gesinnten, sondern auch bei Protestanten — man erinnere sich nur an das günstige Urtheil, das Friedrich der Große über dieselben gehegt hat¹⁰⁾ — einen so großen

Beifall zu finden vermochten. Und nicht Beifall allein, sondern auch Erfolge, weitgehende, dauernde, man darf sagen, wahrhaft beispiellose Erfolge. Denn was auch immer der Jesuitenorden im Beichtstuhl und auf der Kanzel, durch Schriftwerke und durch die Erregung blutiger Kriege auf dem Gebiete der Regerebehrung ausgerichtet haben mag, — seine glänzendsten Siege hat er doch durch seine Schulen gewonnen. Die ganze rückläufige Bewegung, die man insgemein als Gegenreformation zu bezeichnen pflegt, ist vorwiegend das Ergebnis dieser Anstalten; ihnen vor allem ist es zuzuschreiben, daß, namentlich in Deutschland, der Siegeslauf des Protestantismus schon nach wenigen Jahrzehnten zum Stillstand gebracht und dann, wenigstens bis zum Abschluß des westfälischen Friedens, in einen mehr und mehr fortschreitenden Rückzug verwandelt wurde. Auf protestantischer Seite wurden diese Erfolge auf das bitterste empfunden. Unter den strengen Luthenern des 16. Jahrhunderts war man geneigt, sie auf Zauberei und auf die Beihülfe des Satans zurückzuführen.²⁹⁾

Solchen Glauben freilich vermag der Sohn des 19. Jahrhunderts nicht zu teilen; aber staunen muß man, mit welchem Geschick, mit welcher Thatkraft und Fähigkeit, mit welcher Hingebnng und Sorgfalt, mit welcher zielbewußten Einmütigkeit der Jesuitenorden die Lösung seiner erzieherischen Aufgabe in Angriff nahm. Wie unvorteilhaft stechen dagegen ab der Schlenndrian und die Gleichgültigkeit, die Zwietracht und die Zerfahrenheit, welche in dem protestantischen Schulwesen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein, wenn nicht überall, so doch vielerorten, deutlich hervortreten! Und dann bei den Jesuiten — welche ein scharfes Verständnis für die, sei es berechtigten, sei es unberechtigten Wünsche derjenigen Kreise, unter denen sie zu wirken sich vorgenommen hatten! Welche eine Glätte und Gefälligkeit der Formen, mit der sie alles vermieden, was irgendwie nur in größerem Umfange Anstoß zu erregen imstande war! Wie unhold dagegen der Eigensinn und die Halsstarrigkeit, der Gelehrtenstolz und der Schulmeisterhochmut, die Unbeholfenheit und die Rücksichtslosigkeit, welche so vielfach den Rektoren und Schulkollegen der guten alten Zeit eigen waren! Und ferner der Unterrichtsstoff — er stimmte zwar in den jesuitischen und protestantischen

Schulen im wesentlichen überein; aber wie verstanden es die Jesuiten so vortrefflich, ihn durch kluge Auswahl und Sichtung von so manchem unnützen und belastenden Beiwerk zu befreien, mit dem bei den Evangelischen nicht selten Ungeschick und Unverstand die Jugend überschüttete! Die Lehrart alsdann war bei den Jesuiten im Grunde dieselbe, wie sie in den Schulordnungen der großen protestantischen Pädagogen, namentlich in denen des Straßburger Schulmonarchen Johannes Sturm vorgeschrieben wird; aber sie stand nicht bloß, wie es so oft bei den Protestanten der Fall war, auf dem Papier, sondern sie wurde den Mitgliedern des Ordens, bevor dieselben auf das Katheder traten, ähnlich wie es jetzt in den Volksschullehrerseminarien geschieht, zum festen und sichern Eigentum gemacht, so daß dieselben auch bei oft recht geringer Gelehrsamkeit zufriedenstellende Erfolge zu erreichen vermochten. Die Zucht endlich, auf evangelischer Seite vielfach mit Härte und Roheit gepaart, entbehrte bei den Jesuiten, obwohl sie streng geregelt war, doch selten der väterlichen Milde. Was man heutzutage individuelle Behandlung der Schulen zu nennen pflegt, wurde bei ihnen von jeher geübt, hauptsächlich freilich nur dann, wenn es darauf ankam, die Vornehmen und Wohlhabenden und Einflußreichen für die Ziele des Ordens zu gewinnen.

Zu diesen mehr inneren, sei es wirklichen, sei es auch nur scheinbaren, jedenfalls aber durchweg blendenden Vorzügen kamen dann noch ganz unverkennbare äußere Vorteile hinzu. Die protestantischen Lateinschulen hatten fast überall und bis zu einer Zeit, die noch gar nicht weit hinter uns liegt, unter der Karglichkeit der auf sie verwendeten Mittel zu leiden; die Dürftigkeit ihrer Lehrer hemmte die Freudeigkeit des Berufs und minderte die Ehre und die Achtung des Standes. Den Jesuiten dagegen standen für ihre Erziehungsthätigkeit geradezu unerschöpfliche Hilfsquellen zu Gebote; von keiner Nahrungsfürsorge bedrückt, von allen Familienbanden befreit, bei allen gläubigen Katholiken hochgeehrt, vermochten sie voll und ganz des Lehramts zu warten. Schulgeld wurde in ihren Anstalten grundsätzlich von keinem, auch von dem reichsten Schüler nicht, erhoben; in ihren Pensionaten erhielten die Zöglinge für eine verhältnismäßig geringe Summe eine vortreffliche körperliche Verpflegung, und mit Fleiß

wurde darauf geachtet, daß die geistige Arbeit nicht zu anstrengend war und in ausreichendem Schlaf und leiblicher Erholung ihr Gegengewicht fand. Auch für die Zukunft ihrer Schüler entwickelten die Väter, vorausgesetzt daß sie bei denselben ein williges Eingehen auf die Zwecke und Ziele des Ordens bemerkten, eine lebhafteste Fürsorge. Dem Fähigen bot der Eintritt in den Orden selbst eine sichere und für ehrgeizige Gemüther anziehende Laufbahn; dem weniger Befähigten wurde durch die mächtige Fürsprache des Rektors der Anstalt ohne Mühe eine seinen Neigungen und seiner Geburt entsprechende Lebensstellung verschafft; insbesondere vermochte man den jüngeren Söhnen der adligen Geschlechter, wenn sie dem mühevollen Hof- und Kriegsdienst ein sorgenfreies und bequemes Leben vorzogen, in zahlreichen Domkapiteln und Kollegiatstiften eine nahrhafte und arbeitslose Pfründe zu bieten. Wo hätte es zu irgend welcher Zeit und in irgend welchem Lande eine protestantische Lehranstalt gegeben, die derartige Vorteile ihren Zöglingen auch nur annähernd in Aussicht zu stellen vermocht hätte! Wahrlich, man begreift es, daß auch evangelische Eltern, von all diesem lockenden Glanze geblendet, ihre Söhne in die Jesuitenschulen geschickt haben. Ein frischer, lebendiger Glaube und eine selbstsuchtlose Ueberzeugungstreue sind zu keiner Zeit jedermanns Sache gewesen, und gerade in den letzten Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Kriege hatte sich in der lutherischen Kirche eine Art von Rechtgläubigkeit breit gemacht, welche zwar den Verstand beschäftigte und die Lippen bewegte, aber Herz und Gemüt nicht zu erwärmen vermochte. Es war ferner die Zeit, da der Sohn der Jeanne d'Albret gemeint hatte, die Königskrone Frankreichs sei wohl eine Messe wert. Wie kann man sich wundern, wenn auch manch armer evangelischer Rittersmann der Ansicht war, daß eine Domherrnstelle für seinen jüngern Sohn durch den Besuch der Jesuitenschule und durch den Abfall zum Katholizismus nicht allzu teuer erkauft werde!

Auch in dem streng lutherischen Lande Braunschweig-Wolfenbüttel fehlte es nicht an Leuten, die solcher Ansicht huldigten, und besonders unter dem Adel gab es Familien, die in der Hoffnung, daß ihren Söhnen dadurch eine Domherrnstelle in den benach-

barten Stiften, insbesondere zu Hildesheim und Minden, zu theil werden könne, dieselben unbedenklich den Jesuiten zur Erziehung übergaben. Im Anfang des 17. Jahrhunderts war dieser Unfug so schlimm geworden, daß Herzog Heinrich Julius sich veranlaßt sah, dagegen einzuschreiten. Die Verfügung, die er dieserhalb erließ, ist so bezeichnend für die in Rede stehenden Verhältnisse, daß eine vollständige Mittheilung derselben von Interesse sein wird. Sie ist an die sämtlichen Superintendenden des Landes gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Von Gottes Gnaden 2c. Würdiger, Lieber, Andächtiger, „Getreuer! Wir kommen in glaubwürdige Erfahrung, daß etliche „unserer Landsassen und Unterthanen vom Adel und andere nicht „allein ihre Söhne in den papistischen Schulen und Universitäten „erziehen lassen, sondern auch dieselbige in den Stiften, darin „die papistische Irrtum, Aberglaub und Abgötterei in Schwang „gehen, allein um guter faulen Tage, zeitliches Genießes und „Aufkünften willen sich auf das Tridentinum concilium ein- „schwören lassen. Dieweil Uns nun als einer christlichen Ober- „keit in diesem so hellen Licht des Evangelii nicht allein Unserer „lieben Unterthanen zeitliche, sondern auch ewige Wohlfahrt in „acht zu nehmen in allwege gebühret, auch daß Wir solche gren- „liche Irrtum in Unsere Land und Fürstentum allgemächlich ein- „schleichen und Unsere von Gott befohlene Unterthanen verführen „lassen Uns unverantwortlich, und Wir hiebei sonst andere Un- „gelegenheiten, so künftiglich hieraus entstehen könnten, billig bei „Zeiten wohl in acht nehmen: als befehlen Wir euch hiemit in „Gnaden ernstlich und wollen, daß ihr hierauf, wie euch ohne „das Amts halben gebühret, ein wachendes Auge habet und nicht „allein publice die Leute eines Bessern berichtet, sondern auch, „da ihr in Erfahrung bringet, daß jemand in eurer Inspektion „seine Kinder dergestalt wider sein eigen Gewissen, nur um des „losen zeitlichen Guts und des Bauchs willen, in die Stift zu „bringen sich unterstehen wird, durch den pastorn des Orts den- „selben erslich privatim mit Zugemüthsführung allerlei hierzu „dienenden motiven verwarnen lasset, von solchem unchristlichen „Vorhaben abzustehen, und da solchs ohne Frucht abginge, ihr „neben dem pastore ferner mit solchen Personen mit Fleiß han-

„best, daß sie mehr ihre und ihrer Kinder ewige Seligkeit als
 „etwa zeitlichen Nutzen und Bauchsorge bedenken und in acht
 „nehmen und von solchem ihrem unchristlichen Fürnehmen ab=
 „stehen. Wosern aber jemand alle gutherzige Warnung hintan=
 „setzen und auf seinem Unfug beharren würde: als werdet ihr
 „solches ungeseunt in unser verordnetes Consistorium allhie um=
 „ständiglich gelangen lassen, damit ferner, was der Sachen Not=
 „durft erfordert, für die Hand genommen werden möge. Daran
 „erfüllet ihr Unsern ernstlichen und zuverlässigen Willen, und seind
 „euch zu Gnaden gewogen. Geben auf unser Bestie Wulsenbittel,
 „am 15ten Febr. ao. 1603.“²¹⁾

Die Worte klingen ernst genug, und man irrt gewiß nicht, wenn man annimmt, daß dort, wo religiöser Indifferentismus herrschte und nur die Rücksicht auf äußere Vorteile die Richtung des Handelns bestimmte, die in Aussicht stehende fürstliche Ungnade allein schon genügt haben wird, um die braunschweigische Jugend von dem Besuch der Jesuitenschulen und von dem Abfall zum Katholizismus zurückzuhalten. Weniger wirksam mußte die Verordnung gerade bei den tiefer angelegten Naturen sich erweisen. War es bei solchen den klugen Vätern erst einmal gelungen, Zweifel an der Richtigkeit des evangelischen Glaubens wach zu rufen und den Uebertritt zu der römischen Kirche als eine Pflicht des Gewissens und als eine Forderung der Wahrheit darzustellen, so reichte der Wille und die Mahnung des Fürsten nicht aus, um dem Geschick und der Energie der jesuitischen Propaganda ein wirksames Gegengewicht zu bieten. So war es bei einem Sprößling des kalenbergischen Adels der Fall. Bei ihm aber waren es nicht die Jesuiten in den benachbarten Stiften, sondern ihre Ordensbrüder zu Rom, welche ihn auf die gleitende Bahn des Abfalls gestellt haben.²²⁾

Ludolf Klende von der Hämelschenburg bei Hameln hatte sich nach einem sechsjährigen Studium auf der Helmstedter Hochschule 1609 im Alter von 21 Jahren zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse nach Italien begeben.²³⁾ Im Sommer 1610 verweilte er in Rom. Dort fiel er infolge von unvorsichtigen Äußerungen über die katholische Kirche in die Hände der Inquisition

und wurde trotz seiner Versicherung, er habe an theologischen Streitfragen gar keinen Gefallen und nur für die alten römischen Klassiker ein Interesse, um Michaelis jenes Jahres ins Gefängnis geworfen.²⁴⁾ Vergeblich versuchte seine tiefbetrübte Mutter — der Vater war schon im Jahre vorher gestorben — in Verbindung mit ihren Verwandten und Freunden ihn durch die Fürsprache hochgestellter und einflußreicher Persönlichkeiten zu befreien; selbst die durch Herzog Heinrich Julius erwirkte Verwendung des Kaisers Rudolf II. bei Papst Paul V. hatte nicht den gewünschten Erfolg. Inzwischen versuchte man zu Rom, den Gefangenen auf alle Weise zum Übertritt zu bewegen. Besonders thätig dabei waren neben einem deutschen Karmelitermönche²⁵⁾ die Jesuiten, vor allen der Stolz ihres Ordens, der hochgelehrte und heute noch als unvergleichlicher Vorkämpfer gegen den Protestantismus gepriesene Kardinal Bellarmin.²⁶⁾ Offenbar fand derselbe an dem stattlichen, begabten und wohlunterrichteten deutschen Edelmann Gefallen; durch zukommende Liebenswürdigkeit und väterliches Wohlwollen suchte er ihn für sich und damit für die römische Kirche zu gewinnen. Aber Rudolf Klende setzte den Drohungen sowohl als den Lockungen seiner Versucher ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Fast drei Vierteljahre vergingen, ehe er überhaupt auf Erörterungen sich einließ und die ihm gereichten Bücher zur Hand nahm.²⁷⁾ Um dann das Werk der Bekehrung mit größerem Nachdruck fortsetzen zu können, bewirkte der General des Jesuitenordens, daß der Gefangene gegen das eidliche Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, den Kerker der Inquisition mit dem inmitten freundlicher Gärten belegenen Collegium Romanum vertauschen durfte. Der Kardinal Bellarmin führte ihn am 23. Juni 1611 persönlich auf seinem eigenen Wagen dorthin. In der Jesuitenanstalt verweilte Rudolf Klende bis in den August. Man ließ ihn los, als deutsche protestantische Fürsten, insbesondere der Herzog von Braunschweig und der Kurfürst von Sachsen, mit Repressalien drohten.²⁸⁾ Er schied von Rom als Protestant, aber seine evangelische Überzeugung war in dem Verkehr mit den liebenswürdigen Vätern ins Schwanken geraten. Am Tage vor seiner Abreise hatte er geschworen, von der katholischen Religion nur Gutes zu reden, auch ferner katholische Schriften fleißig zu lesen und, falls ihm dabei Zweifel aufstößen

sollten, stets eher bei einem katholischen, als bei einem andern Theologen sich Rats zu erholen.²⁹⁾

Die Erwartung der Väter, daß der Protestant, daß der Deutsche seinen Eid halten werde, schlug nicht fehl. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ der junge Klencke die Werke Bellarmins nicht aus den Händen; protestantische Schriften beachtete er nicht; dabei war sein Gemüt fortwährend von Schwermut zu Boden gedrückt, und mehr und mehr reifte in ihm der Entschluß, den der Druck in der Fremde nicht zu bewirken vermocht hatte, der Entschluß, römisch zu werden. Alle Bitten und Mahnungen der Mutter blieben vergeblich. Endlich kam sie mit ihm überein, daß in seiner Gegenwart die Unterscheidungslehren der beiden Kirchen von einem katholischen und einem evangelischen Theologen erörtert werden sollten; der Konfession des Siegers, so versprach er, wollte er folgen. So disputierten denn am 30. August 1614 auf der Hämelschenburg Georg Calixtus aus Helmstedt und der Jesuit Augustinus Turrianus aus Hilbesheim.³⁰⁾ Anfangs sah der wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns berühmte Katholik hochmütig auf den jungen, damals noch wenig bekannten evangelischen Dozenten herab; bald aber trieb Calixtus seinen Gegner in dem gelehrten Wortgefechte in die Enge, so daß dieser nichts Stichthaltiges mehr zu sagen wußte, die Unterrednung abbrach und ohne Abschied davonzog.³¹⁾ Ganz unzweifelhaft war der Sieg auf seiten des Protestanten; aber die fein ersonnenen Argumente Bellarmins hatten in Ludolf Klenckes Seele schon allzu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er auf dem betretenen Wege umzukehren vermocht hätte. Er wandte trotz des Übereinkommens mit seiner Mutter der evangelischen Kirche den Rücken. Am 11. Dezember 1663 ist er als Kommendator des Deutschen Ordens zu Göttingen gestorben.

Der Uebertritt des Sohnes einer hochangesehenen Familie konnte nicht verfehlen, in weiten Kreisen ein nicht geringes Aufsehen zu erregen. Der Hof zu Wolfenbüttel wurde dadurch peinlich berührt. Zwar werden aus den vorhandenen Quellen direkte Äußerungen des fürstlichen Unwillens nicht bekannt; aber die Stimmung des Herzogs und seiner Ratgeber ergibt sich daraus, daß dem schlagfertigen und gelehrten Sieger in dem Hämelschen-

burger Religionsgespräche, trotzdem es ihm in der Umgebung des Fürsten an einflußreichen Gegnern nicht fehlte, noch in demselben Jahre ein theologischer Lehrstuhl an der Helmstedter Hochschule verliehen wurde.³²⁾

Auf der andern Seite diente das Beispiel des jungen Klencke dazu, hier und da im Lande die Vorliebe für die Jesuitenschulen wieder stärker hervortreten zu lassen. Die Größe der Gefahr, welche dadurch der lutherischen Landeskirche erwuchs, erkennt man aus der Schärfe einer Verordnung, welche Friedrich Ulrich, der Sohn und Nachfolger des Herzogs Heinrich Julius, am 17. Dezember 1617 zu erlassen für nötig fand.³³⁾ „Als Wir unterthänig berichtet“, so heißt es darin, „daß teils Unsere Landsassen und Unterthanen ihre Kinder in jesuitischen Schulen erziehen lassen, so befehlen Wir denselben hiemit bei Verlust ihrer Hab und Güter, auch willkürlicher Straf, daß sie sich solches unbesonnenen Beginnnens abthun und hierunter ihre und der Ihrigen selbsteigene ewige Wohlfahrt und Seligkeit bedenken.“

So gebot Herzog Friedrich Ulrich am 17. Dezember 1617. Fünf Monate später entbrannte der Krieg, der im eigentlichen Sinne des Worts als eine Frucht jesuitischer Aussaat bezeichnet werden darf. Auch über das Herzogtum Braunschweig hat derselbe eine Unsumme von Jammer und Elend gebracht. Man sollte meinen, daß dadurch auch dem verblendesten und gleichgültigsten Protestanten die Augen darüber hätten aufgehen müssen, welch ein Geist es war, den die erziehende Hand des Jesuitenordens im Verlauf von zwei Menschenaltern im Deutschen Reiche hatte emporwachsen lassen.

Die ultramontane Geschichtsschreibung freilich, wie sie gerade in unsern Tagen mit großem Geräusch sich geltend macht, weist in ihrer bekannten Wahrheitsliebe und Objektivität jegliche Verschuldung der Jesuiten an dem Ursprung und Fortgang des dreißigjährigen Krieges mit tugendhafter Entrüstung zurück und sucht zu erweisen, daß im Grunde nichts weiter als die treulose und eigennützige Politik der Reichsfürsten, die Heterereien der evangelischen Hoftheologen, die Ränke der ausländischen Staatsmänner die Flamme des Krieges entfacht, genährt und geschürt haben. Der Kundige und Unbefangene weiß, was er von solchem Ge-

rede zu halten hat. Er verschließt sich nicht gegen die politischen Verfehrtheiten und sittlichen Gebrechen, welche im Heerlager der Evangelischen geherrscht haben; aber er vergißt auch nicht, daß alle die blutigen und unerbittlichen Feinde des Protestantismus, daß Kaiser Ferdinand II. und Herzog Maximilian von Bayern, daß Tilly und Wallenstein Jesuitenschüler und Jesuitenfreunde gewesen sind.

Auch Herzog Friedrich Ulrich war, als er sein Verbot gegen den Besuch der Jesuitenschulen erließ, durchaus nicht im Zweifel darüber, daß die bevorstehenden ernstesten Verwickelungen auf Rechnung der Väter von der Gesellschaft Jesu zu setzen seien. „Weil unsere Widersacher“, so heißt es in der erwähnten Verordnung, „sonderlich die Jesuiten und ihr leider verblendeter Anhang, ihr Intent zu Dämpfung des heiligen Evangelii unter allerhand gesuchtem Prätext und unrechtmäßigem Schein gleich mit Gewalt wider des heiligen Reichs ausgekündigten, hochbeteuerten Religion- und Landfrieden durchzubringen Vorhabens: als ermahnen wir alle und jede unsere Landsassen, Unterthanen, Angehörige und Verwandte, daß ein jeder nicht allein in stetiger Gottesfurcht und Bußfertigkeit mit den Seinen sitzen, sondern auch sich dermaßen gefaßt halten und wachen wolle, damit er auf allen Nothfall vor Gottes Ehre und wahres Bekenntnis des heiligen Evangelii und allein seligmachenden Wort Gottes, auch sein liebes Vaterland, mit Darstreckung Leibes, Guts und alles Zeitlichen vor sich selbst, weiteres Befehls unerwartet, zu streiten jederzeit bereit sein und erfunden werden möge, inmaßen andere benachbarte Potentaten, Kurfürsten und Stände unserer wahren Religion Augesburgischer Konfession samt den Ihren dergleichen thun werden“. Und wie wenig die Kriegsjahre selbst geeignet waren, die ungünstige Meinung des Fürsten und seiner Ratgeber über die Gesellschaft Jesu zum Guten zu ändern, erkennt man aus einer Instruktion, die er Anfang 1634 seinen Abgesandten zu einem nach Halberstadt ausgeschiedenen Kreistage mitgab. „Die an allen Höfen schleichende Rotte der Jesuiten,“ so heißt es darin, „müßte aus dem Römischen Reiche gänzlich vertilgt und bannisiert werden; aber diese Aufgabe ist zu hoch, weil sämtliche katholische Fürsten und Räte in Deutschland ihre Schüler sind.“³⁴⁾

Es war im Jahre 1625, als das Herzogtum Braunschweig in den Bereich des Kriegsschauplatzes hineingezogen und von ligistischen und kaiserlichen Heeresmassen überschwemmt wurde. Im Gefolge der katholischen Feldherren aber, einem geistlichen Generalstabe vergleichbar, zogen die Jesuiten einher, überall, wo sie es vermochten, die längst vergessenen römischen Kultusformen ins Leben zurückrufend. Mit besonderem Eifer in Helmstedt. Als dort Tilly bei seinem Einzuge im Herbst 1627 zu seiner Freude vernahm, daß sich zu St. Ludgeri ein Funke der alten Religion auf ganz wunderbare Weise erhalten habe, ließ er, um den schwachen Funken zu einem hochlohernden Feuer wieder anzufachen, durch die ihn begleitenden Jünger Kopolas dem bislang nur in der Stille abgehaltenen katholischen Gottesdienste Öffentlichkeit und volles Gepränge zurückgeben.³⁵⁾

Der Geist, von dem sich die Jesuiten bei ihrer Wirksamkeit auf dem neu erschlossenen Arbeitsfelde leiten ließen, giebt sich in einem Schreiben zu erkennen, das Pater Lamormain, der jesuitische Beichtvater des Kaisers, am 8. April 1625, kurz vor dem Einmarsch der ligistischen Truppen, an einen angesehenen Ordensbruder zu Hildesheim gerichtet hat.³⁶⁾ Dasselbe klingt wie ein Programm, nach dem die Väter in dem Regerlande unter dem Schutze der katholischen Waffen verfahren sollten. Es sei gestattet, einige Sätze daraus hervorzuheben.

„E. Ehrw. kann ich nicht bergen“, so triumphiert Pater Lamormain gleich im Eingange seines Schreibens, „daß ich mit Gottes Hülfe auf Befehl und Unterrichtung unseres seligen Ordensgenerals zu Rom es bei dem allerchristlichsten 12. Kaiser und seinen geheimsten Räten so weit gebracht, daß Se. Maj. der päpstlichen Heiligkeit in mein, des Herrn Herzogen von Friedland und noch zweier geistlichen Herren Gegenwart vom neuen einen leiblichen Eid den 2. dieses geschworen haben, eher nicht ihren Kopf lassen ruhen, bis daß sie wiederum alle kaiserliche Königreiche und Lande zu der alten und allein seligmachenden römischen Kirche und unter der päpstlichen Heiligkeit absoluten Gehorsam gebracht werden haben. Ich für meine Person preise mich dadurch selig.“ Von der in Niederachsen zu beobachtenden Politik heißt es: „Die Städte, so innerhalb Landes liegen und keine Hülfe zur See zu

erwarten haben, als Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover und alle andern dergleichen, sollen unter allerhand Prätext ersucht werden, Garnison zu Pferd und zu Fuß einzunehmen und solche auf Verweigerung stracks mit Gewalt einzunehmen. In dieser Ordnung und Zahl soll eure Stadt Hildesheim, welche dazu die beste scheint und in solcher ein großer Reichtum zu erwarten ist, die erste sein; dürfte ein blutig Exempel geben, weil sie halsstarrige, kühne und doppelte Leute sein und sich ohne äußerste Gewalt nicht accomodieren möchten, durch welches hernach den andern die Accomodation desto mehr zu befördern Ursach gegeben würde. Deshalb Ew. Ehrwürden neben der ganzen Geistlichkeit ihre Güter beizeiten in acht nehmen wollen. Nun dürfte wohl jemand dagegen sagen, daß dergleichen Procedieren auf eifriger Gewalt fundiert wäre. Demselben antworte ich, daß, was ich von dem impetu und Gewalt erzählt habe, es diese Meinung habe, als impetus oder Gewalt kein breiten, gewissen Fuß, dem politischen Verstand nach, bei ihm hat; aber wann er den bei ihm hat, so muß man Gewalt dazu thun, gleichermaßen man einen zum Schwert Verurteilten stracks hinrichten muß.“ Besonders bemerkenswert ist, was von der Wahrheitsliebe den Protestanten gegenüber gesagt wird. „Den Regern Glauben halten ist, wie E. Ehrw. wissen, anders nicht, als den katholischen Glauben verleugnen und den armen verführten Seelen mit einem vollen Carrier oder Lauf zu dem Teufel helfen. Sind die Katholischen bis anher nicht große Narren und Gecken gewesen, daß sie ihre Zusagungen den Lutherischen und Calvinisten gehalten haben?“ Und an einer andern Stelle lauten die Worte: „Der höchste Grad aller menschlichen Verpflichtungen ist, der Menschen Seligkeit zu befördern. Nun kann solches bei den Regern nicht, als durch allerhand Betrug und unwiderständliche Gewalt geschehen, nachdem die heilige katholische Kirche dafür hält, wann man die Regier, als man kann, nicht betrügt, eine Sünde in den heiligen Geist begangen werde, angesehen die einmal versäumte Gelegenheit nicht wieder zu bringen sei und also in Ewigkeit eine Todsünde bleibe, auch keine Buß stattfinden könne.“

So Vater Lamormain. Man wird vielleicht einwenden, es sei nicht erwiesen, daß die Ordensgenossen desselben bei ihrer

Wirksamkeit in Niedersachsen die nichtswürdigen Winke und Ratschläge des kaiserlichen Beichtvaters auch wirklich befolgt haben, und zur Befräftigung solches Einwandes wird man möglicherweise auf den Jesuiten Friedrich Spee verweisen, der 1628 und 1629 in dem benachbarten Amte Peine als Protestantennmissionar mit großer Sanftmut, Milde und aufopfernder Berufstreye gewirkt hat.³⁷⁾ Ist es nicht denkbar, so wird man fragen, daß auch in den Grenzen des Herzogtums Braunschweig die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu in demselben echtchristlichen Geiste gewirkt haben, wie in der Umgegend von Peine der anmutige Dichter der Trutznachtigall, der erleuchtete Bekämpfer der Hexenprozesse?

Die Wahrheit gebietet, diese Frage zu verneinen. Den Beweis aber dafür, daß die Hildesheimer Jesuiten nicht Spees, sondern Lamormains Gesinnungsgeoffen gewesen sind, liefert das heimtückische und blutdürstige Verfahren, dessen sie sich gegen den lutherischen Pfarrherrn Johannes Bissendorff zu Göttingen schuldig gemacht haben.³⁸⁾ Derselbe war ein braunschweigischer Unterthan; denn das Dorf, in welchem er wirkte, bildete einen Bestandteil des sogenannten großen Stifts Hildesheim, das 1523 infolge der Stiftsfehde den welfischen Herzögen zugefallen war, und gehörte bis 1629 unbestritten zum Gebiete des Herzogs Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel.³⁹⁾

Seit dem Jahre 1613 hatte Johannes Bissendorff⁴⁰⁾ wiederholt schon jesuitische Angriffe auf die evangelische Kirche mit freimüttiger Feder zurückgewiesen. „Jesuitenlatein“ nennt sich die eine von seinen Flugschriften, „Jesuitentrost“ eine andere.⁴¹⁾ Schonungslos enthüllte er darin das Wesen und die „arglistigen Praktiken“ der unerbittlichen Protestantenseinde, und die Wirkung seiner Anklagen war um so tiefer und ausgedehnter, als er sich damit nicht an die Gelehrten, sondern an das protestantische Volk wendete. Zu erneutem Kampfe fühlte er sich gedrungen, als 1622 zu Hildesheim ein Buch des Jesuitenpaters Martin Smiglecius⁴²⁾ erschien, das mit einer Fülle von Gelehrsamkeit den Satz versocht, daß die evangelischen Geistlichen keine rechten und wahren Diener des Wortes Gottes und der Sakramente seien. „Nodus Gordius“, der gordische Knoten, hatte der Jünger des heil. Ignatius sein Werk überschrieben. Ihm stellte der schlagfertige Lutheraner eine

„Lösung des gordischen Knotens“ entgegen, gegen den Rat eines Freundes mit offener Nennung seines Namens.⁴³⁾ In zahlreichen Reimen weist er darin „das nichtige und ganz vergebliche Geschwätz“ des Gegners zurück, geht aber auch hie und da zu heftigem Angriff, wie gegen den Jesuitenorden, so überhaupt gegen die Irrtümer und Mißbräuche der römischen Kirche über. Die Sprache des Büchleins ist nicht fein, stellenweise sogar äußerst derb, aber keineswegs schlimmer, als sie auch sonst wohl die Schärfe der Gegensätze und der ungeläuterte Geschmack der Zeit in den Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts hüben sowohl wie drüben hervortreten lassen. Für das Empfinden der Gegenwart ist ein derartiger Naturalismus des Ausdruckes anstößig; aber man hüte sich, die Vorzeit nach den Gefühlen des 19. Jahrhunderts zu messen. Wer weiß, ob nicht gerade Bissendorffs kräftige und derbe Rede-weise seinen Zeitgenossen als der rechte Volkston erschienen ist.

In dem benachbarten Bisthofsitz reizte die „Lösung des gordischen Knotens“ die zahlreich dort vereinigten Jesuiten zu bitterstem Zorn und Groll. Solange freilich friedliche Zeiten herrschten, vermochten sie dem Unterthan des protestantischen Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel nicht beizukommen. Als dann aber 1625 die ligistischen und kaiserlichen Kriegsheere sich über ganz Niedersachsen ergossen, konnten sie eher mit Hoffnung auf Erfolg an die Befriedigung ihrer Rachsucht denken. Im Jahre 1627 lud man Bissendorff — man weiß nicht recht, unter welchem Vorwande — auf das unter bischöflicher Landeshoheit belegene Amt Steuerwald. Als derselbe so unvorsichtig war, sich einzustellen, nahm man ihn in Gewahrsam.⁴⁴⁾ Auf der Amtsstube traf er zwei Jesuiten und einen Pastor aus Peine. Der oberste Jesuit wußte ihn in anfangs freundlicher Unterhaltung bei einem Glase Wein dahin zu bringen, daß er in seiner Einfalt, wie er selbst erzählt, sich zu der „Lösung des gordischen Knotens“ als Verfasser bekannte. Dabei hielt er mit seiner Meinung über Päpste, Bischöfe und über die Gesellschaft Jesu, und daß von dem ganzen Papsttum nicht eine Silbe, ja nicht einmal ein Buchstabe in der heiligen Schrift enthalten sei, nicht hinter dem Berge, wies auch die Angriffe auf Martin Luther mit unerschrockener Lebhaftigkeit zurück. Das alles gereichte ihm zum Verderben. Man machte

ihm den Prozeß. Sein von Feinden umringter Landesherr, Herzog Friedrich Ulrich, besaß weder die Macht noch den Mut, ihn aus den Händen seiner Widersacher zu befreien.

In wiederholten Unterredungen suchten die Väter den Angeklagten bald durch gelehrte Argumente, bald durch Drohungen, bald auch durch das Angebot seiner Befreiung zum Widerruf zu bewegen. Er aber erklärte, bei der Augsburger Konfession verharren zu wollen, selbst dann, wenn er darob sein Leben verlieren sollte. Es hat nicht gerade einen hochpoetischen Flug, aber es ist der Erguß einer unerschütterlichen Liebe zu der evangelischen Wahrheit, wenn er im Kerker schreibt:

Da mir Gott das Leben gan,
So werd' ich nicht unterlahn,
Daß mit Gottes Wort werd' refutiert
Was die Jesuiten hie statuiert.
Wann mir's aber sollt' ergehen,
Wie Johanni Baptistae geschehen,
Dem sie unerhörter Sachen
Mit Gewalt den Kopf abbrachen:
So werden doch wohl Leute sein geflissen,
Die das zu refutieren wissen.
Daran ich keinen Zweifel trag'
Und ob Jesum Christum alles wag'.

Länger als zwei Jahre dauerte Bissendorffs Gefangenschaft. Als alle Versuche, den Hartnäckigen von seiner Überzeugung abzubringen, erfolglos blieben, sandte der hildesheimische Fiskal die Akten nach Köln, wo der Bischof von Hildesheim zugleich den Kurfürstenthron inne hatte⁴⁵⁾, und das Kölner Schöffengericht erkannte am 7. März 1629 zu Recht, „daß der Beklagte wegen seines „ehrenrührigen, lästerhaften, ärgerlichen, aufrührerischen, auf die „lieben Heiligen Gottes, hohe und niedrige, geist- und weltliche „Standes-Personen, die heilige katholische Kirche und deren Lehre, „Sacramenta, Ceremonien und Kirchen-Gebräuche, wider Gottes „Gebot, Zucht und Ehrbarkeit, gemeinen geist- und weltlichen „Rechts, des heiligen Reichs Constitutionen, Abschiede, Mandata, „Edicta und Polizei-Ordnung verfaßt und in öffentlichen Druck „ausgegangen und an unterschiedlichen Orten spargierten Büch- „leins, auch bei ihm in carceribus und seinen eigenen Schand-

„Schriften erfundenen schandlosen Schriften, als ein aufrührerischer, „schmähsüchtiger, ärgerlicher Lasterer und Diffamator mit dem „Schwert vom Leben zum Tode hinzurichten und gedachte Bücher „und Schriften publice mit dem Feuer zu verbrennen seien.“⁴⁶⁾

Am 26. März 1629 wurde das Urtheil durch die Hand des Scharfrichters vollzogen, nicht auf der gewöhnlichen Richtstätte, sondern auf dem Hofe von Steuerwald, weil der Amtmann Sievert Heister die hochgehende Erregung der protestantischen Bürgerschaft von Hilbesheim fürchtete. Das Blut des treuen und standhaften Zeugen evangelischer Wahrheit strömte über das Gesangbuch, das er bis zuletzt in der Hand hielt, und färbte das Blatt, auf dem das Lied stand: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist.“

Die Leiche wurde auf der Richtstätte eingescharrt. Als aber Hilbesheim 1634 wieder auf einige Zeit in die Hände der Herzoglichen fiel, wurde sie auf Befehl des Herzogs Georg von Püneck wieder ausgegraben und am 29. August 1635 mit großer Feierlichkeit in der Kirche zu Gödringen bestattet. In der Sage, welche der Volksmund an das Leichenbegängnis geknüpft hat, spiegelt sich der Eindruck, den das blutige Drama in den protestantischen Gemüthern zurückließ. Der Herzog, so erzählt sie, ließ die in Hilbesheim aufgegriffenen Jesuiten, bevor er sie über die Grenze schickte, zunächst in das nämliche Gefängnis führen, in dem Johannes Bissendorff hatte schmachten müssen; alsdann zwang er sie, die sterblichen Überreste ihres Opfers auf ihren eigenen Schultern zu Grabe zu tragen und die von dem evangelischen Hofprediger gehaltene Gedächtnispredigt knieend mit anzuhören.⁴⁷⁾

Auf das Grab des Märtyrers ließ Herzog Georg einen kunstvoll verzierten Grabstein legen und darüber an der Wand sein Bildnis in Lebensgröße und in vollem geistlichen Ornate darstellen. Lange Zeit gaben Bild und Stein der Gemeinde Zeugnis von dem Glaubensmuth und der Bekenntnis ihres so frevelhaft zu Tode gebrachten Seelsorgers. Das Bildnis hat im Anfang dieses Jahrhunderts die verständnislose Hand eines Handwerkers mit Tünche überzogen. Der Stein wurde 1729 durch einen neuen ersetzt; aber auch dieser ist bei einer spätern Restauration der Kirche beiseite geworfen.⁴⁸⁾ Nur wenige kennen den Ort, wo Bissendorffs Asche ruht. Sollten sich nicht treue evan-

gelische Hände finden, welche es für eine Ehrenpflicht erachten, die bedeutungsvolle Stätte von neuem mit einem würdigen Denkmal zu schmücken?

Fast genau an demselben Tage, an welchem der Schöffenstuhl zu Köln über Johannes Bissendorff das Bluturteil fällte, am 6. März 1629, erließ Kaiser Ferdinand II. das Restitutionsedikt, das Meisterwerk des Jesuiten Lamormain. Gerade das Herzogtum Braunschweig wurde von der Bestimmung, daß alle seit dem Passauer Vertrage von 1552 eingezogenen geistlichen Stiftungen der römischen Kirche zurückgegeben werden sollten, auf das härteste betroffen. Denn da zur Zeit dieses Vertrages in den meisten Theilen des Landes noch das Papsttum geherrscht hatte, so mußten alle Klöster, in denen seitdem die Reformation zur Geltung gekommen war, wieder an katholische Mönche und Ordensschwestern ausgeliefert werden.

Das war für die Päpstlichen eine reiche Ernte, für den Protestantismus ein großer Verlust. Herzog Julius hatte in seinem Gebiete die Klostergüter weder, wie es von andern Fürsten wohl hie und da geschehen war, in seinen Privatnutzen gezogen noch auch zu anderweitigen weltlichen Zwecken sie verwendet, sondern vielmehr die Verfügung getroffen, daß sie unangetastet bleiben und dem Kirchen- und Schulwesen zu gute kommen sollten⁴⁹⁾, und in gleichem Sinne war im Fürstentum Kalenberg-Göttingen schon vor dem Anfall desselben an die wolffenbüttelsche Linie die Herzogin Elisabeth als Vormünderin ihres Sohnes Erich II. verfahren.⁵⁰⁾ War dann auch im Laufe der Zeit an den ursprünglichen Einrichtungen einiges geändert worden, so war doch bei dem Erlaß des Restitutionsedikts im großen und ganzen das Klostergut noch vorhanden und unleugbar vortrefflichen Zwecken dienstbar gemacht. Soweit der Bereich des jetzigen Herzogtums Braunschweig dabei in Frage kommt, so bestanden zu Ribbargshausen, Marienthäl, Amelungsborn, Wallenried und Michaelstein Lateinschulen, in denen eine bestimmte Anzahl von Knaben und Jünglingen auf Kosten der Klöster unterhalten und für das akademische, insbesondere für das theologische Studium vorbereitet wurden. In den ehemaligen Nonnenklöstern aber saßen evangelische Frauenkonvente, welche sich neben der Erfüllung ihrer gottesdienstlichen

Pflichten insbesondere auch mit dem Unterricht und der Erziehung junger Mädchen zu befassen hatten. Jetzt nun erklang wiederum Mefſſgebet und Horengeſang, wo ſechzig Jahre hindurch evangelischer Gottesdienſt, evangelische Jugendbildung und evangelische Wiſſenſchaft ihr Weſen gehabt hatten.⁵¹⁾

Und wenn man ſich dabei nur auf eine, wenn auch noch ſo unnachſichtige Ausführung der Beſtimmungen des Reſtitutionsedikts beſchränkt hätte! So aber ging man über die Grenzen derſelben weit hinaus und gab auch geiſtliche Stiftungen der katholiſchen Kirche zurück, welche ſchon längſt vor dem Paſſauer Vertrage evangelisch geweſen waren. Der talentvolle Apoſtat Berthold Neuhaus, ein Jugendfreund von Georg Calixtus, der ſich zum Abt der Prämonſtratenſerabtei Ilfeld hatte machen laſſen, hätte am liebſten geſehen, wenn man gleich die ganze braunſchweigische Landeskirche unter das Reſtitutionsedikt geſtellt hätte.⁵²⁾ Das ließ ſich freilich nicht durchführen; aber in zwei Klöſtern des Landes geſchah es doch wider alles Recht, daß die Schüler und Lehrer der dortigen Kloſterſchulen vor den wieder einziehenden Ciſterciensern weichen mußten, in der ehemals reichsunmittelbaren Abtei Wallenried und in Michaelſtein. Dort hatte bereits 1546 die Reformation ihren Einzug gehalten und 1557 war darin eine evangelische Schule begründet worden.⁵³⁾ Hier aber lag die Prälatur ſchon ſeit 1544 in den Händen proteſtantiſcher Äbte, welche zuerſt dem Geſchlecht der Grafen von Blanckenburg, ſpäter dem wolſenbüttelſchen Fürſtenhauſe angehörten.⁵⁴⁾ Schlimmer noch war, daß das ſogenannte große Stift Hildesheim, obwohl es ſeit 1523 inſolge der Stiftsfehde unter ausdrücklicher Beſtätigung des Kaiſers der herzoglichen Botmäßigkeit untergeben geweſen war, trotz des Proteſtes des Landesherrn durch den Spruch des Reichskammergerichts zu Speier vom 7/17. Dezember 1629 in die Hand des Biſchofs zurückgegeben wurde.⁵⁵⁾ Dagegen hat man hiñſichtlich der reichsunmittelbaren Abtei Gandersheim, obwohl dieſelbe erſt ſeit 1593 ſich einer evangelischen Vorſteherin erfreute, wie es ſcheint, überhaupt keinen Verſuch gemacht, ſie für den Katholizismus zurückzugewinnen, wohl deſhalb nicht, weil der Äbtiffin Katharina Eliſabeth, einer geborenen Gräfin von Oldenburg, erſt kürzlich (19. Oktober 1626) die kaiſerliche Beſtätigung zu teil geworden

war.⁵⁶⁾ In der Stadt Braunschweig aber wußte der Rat die Gelüste der Römischen nach dem längst vor dem Passauer Vertrage reformierten Igibienkloster und nach dem zu Ribbadsghausen gehörigen Grauen Hofe durch kluge Verhandlungen zu vereiteln.⁵⁷⁾

Bei der Ausführung des Restitutionsedikts waren die Jesuiten, neben anderen Werkzeugen der kaiserlichen und päpstlichen Politik, eifrige und betriebsame Helfer, vergaßen dabei auch nicht, ihren eigenen Vorteil sorgfältig ins Auge zu fassen. Am wenigsten lassen sich freilich gerade im Bereich des jetzigen Herzogtums die Spuren ihrer Thätigkeit verfolgen; desto deutlicher in den übrigen Gebieten, welche unter der Botmäßigkeit des wolffenbüttelschen Herzogs standen. Besonders einschneidend war die Wirksamkeit der Jesuiten in Hameln. Dort errichteten sie eine Missionsstation, vertrieben die evangelischen Geistlichen und Schulkollegen und bemächtigten sich des Jugendunterrichts. Mit welcher Gewaltthätigkeit dabei verfahren wurde, berichtet ein Augenzeuge der empörenden Vorgänge, der damalige Bürgermeister Reiche. „Anno 1630“, so schreibt er, „haben wir mit eigenen Augen sehen müssen, wie die Münster- oder St. Bonifacii-Kirche, die Schule und das Armenhaus den Bürgern entzogen, aus der Kirche vor dem Altare die Priesterschaft mit gewappneter Hand und Trommelschlägen, und die Bürgerschaft aus ihren Stühlen weggeführt, die Schulkollegen und die Schüler mit Äxten und bloßem Gewehr aus der Schule vertrieben, ein anderer Propst, auch Canonici und Jesuiten in die Stiftshöfe, und Mönche in der Stadt Armenhaus eingesezt.“ An demselben Orte sollte aus den auf jährlich 2000 Rthlr. geschätzten Einkünften des Klosters Fischbeck in der Grafschaft Schaumburg ein Jesuitenkollegium errichtet werden.⁵⁸⁾ Ob andere Ordensgemeinschaften durch die Bereicherung der Gesellschaft Jesu in ihren Rechten und Ansprüchen beeinträchtigt wurden, kümmerte die ehrwürdigen Väter nicht. Zur Ausstattung ihres Seminars in Hildesheim ließen sie sich vier Augustinerinnenklöster, Heiningen, Dorstadt, Wilsinghausen und Fredelsloh überweisen, obgleich dieselben bereits wieder mit katholischen Nonnen besetzt waren. Trotz ihres Protestes mußten die Klosterfrauen die kurz zuvor erst bezogenen Zellen wieder verlassen.⁵⁹⁾ Ihr besonderes Augenmerk richteten die Jesuiten auf die von braunschweigischem Gebiet umschlossene

Reichsstadt Goslar.⁶⁰⁾ Dort wollten sie in einem Gebäude der Kaiserpfalz ein Noviziat begründen; zu der Unterhaltung desselben wurden die beiden Frauenklöster, Wöltingerode im Hildesheimischen und Catlenburg im Fürstenthum Grubenhagen bestimmt. In derselben Reichsstadt Goslar beabsichtigte man auch eine, gleichfalls mit Klostergrütern auszustattende Jesuitenuniversität zu errichten. Die sollte den Brennpunkt bilden, von dem aus die Strahlen jesuitischer Wissenschaft die, wie auf ganz Niedersachsen, so insbesondere auf dem Herzogtum Braunschweig gelagerte dichte Finsternis der Ketzerei zu verscheuchen bestimmt waren.

Mitten in die rühmliche Arbeit, welche die Ausführung all dieser großartigen Pläne erforderte, erscholl im Herbst 1631 die Nachricht von der Niederlage Tillys bei Leipzig. Die braunschweigischen Protestanten seufzten erleichtert auf und hofften, daß nun all ihre Not bald ein fröhliches Ende finden würde. In dieser Hoffnung freilich wurden sie bitter getäuscht. Gustav Adolf fiel bei Lützen, und bald war die Noth und Zuchtlosigkeit der Schweden nicht geringer als die der Bayern und Kroaten. Nicht selten hatte das Land gleichzeitig unter dem Druck der Freunde und dem der Feinde zu leiden. Aber ein unberechenbarer Gewinn war es doch, daß nunmehr das Restitutionsedikt thatsächlich außer Kraft trat. Die katholischen Mönche und Nonnen stoben bei der Annäherung Gustav Adolfs auseinander wie ein Schwarm Dohlen, wenn ein Habicht darunter fährt.⁶¹⁾ Auch die Väter von der Gesellschaft Jesu zogen davon. Selbst die Stadt Hildesheim mußten sie verlassen, als dieselbe 1634 von den Herzoglichen besetzt ward.⁶²⁾ Gleichwohl sah man auch später noch katholische Priester und Ordensbrüder vereinzelt durch das Land streichen, wenn der Schutz kaiserlicher Waffen ihnen zur Seite stand. So beherbergte Michaelstein in der Grafschaft Blankenburg wiederum von 1636 an vier Jahre lang einen Cistercienser als Abt in seinen Mauern⁶³⁾, und von Wolfenbüttel aus erhob noch 1640 ein katholischer Geistlicher unter Beihülfe der kaiserlichen Garnison, welche bis 1643 die Stadt besetzt hielt, bei den Landleuten Gefälle, auf die er als Prior von Riddagshausen Anspruch zu haben behauptete.⁶⁴⁾ Erst der Friede hat das braunschweigische Gebiet von den ungebetenen Gästen völlig befreit.

Aus den Stürmen des Krieges ging das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel in erheblich gemindertem Umfange hervor. Herzog Friedrich Ulrich war am 11. August 1634 von all dem Unglück, das die Wut des Krieges, nicht zum wenigsten aber auch eigene Charakterschwäche und Wankelmütigkeit über ihn gebracht hatten, durch den Tod erlöst worden, der letzte Sproß des mittleren Hauses Braunschweig. Seine Lüneburger Vettern teilten das Erbe; das Fürstentum Wolfenbüttel erhielt, fast genau in demselben Umfange wie das jetzige Herzogtum Braunschweig, Herzog August aus der Nebenlinie Dannenberg. Das Hochstift Hildesheim aber fiel nach längerem Schwanken schließlich auf die Dauer in die Hände des Bischofs zurück und wurde wiederum für die Thätigkeit des Jesuitenordens ein fruchtbares Arbeitsfeld.

Nicht so das Gebiet des Herzogs August (1635—1666). Wie sein Großvater Ernst der Bekenner, so war der gelehrte und auf das Wohl seiner Unterthanen eifrig Bedacht nehmende Herrscher ein treuer Anhänger des evangelischen Glaubens. Der Abfall seines lüneburgischen Veters Johann Friedrich erfüllte ihn mit Unwillen.⁶⁵⁾ Der durch die Unruhen des Krieges erschütterten evangelisch-lutherischen Landeskirche gab er ihre frühere Festigkeit zurück. Unter diesen Verhältnissen blieb den Vätern der Gesellschaft Jesu der Zutritt zu dem Lande verschlossen. Von einer Erneuerung des Versuchs, durch ihre benachbarten Schulen auf die braunschweigische Jugend zu wirken, findet sich keine Spur. Nur ihre litterarischen Fehden mit den Helmstedter Theologen gaben davon Kunde, daß sie das Herzogtum nicht völlig aus den Augen verloren hatten.

Aber dieser Zustand war nicht von Dauer. Im Anfang des 17. Jahrhunderts, fast genau 40 Jahre nach dem Tode des Herzogs August, fanden die Jesuiten von neuem Gelegenheit, die Grenzen des Landes zu überschreiten. Und was am auffallendsten dabei ist — dieses Mal schlichen sie keineswegs durch eine Hinterpforte sich ein, sondern hielten frei und offen, als ehrenvoll geladene Gäste, ihren Einzug. Der aber, dessen Rufe sie folgten, war kein anderer als der Landesherr selbst, Herzog Anton Ulrich, der seit 1685 als Mitregent seines ältern Bruders Rudolf August, seit 1704 als alleiniger Herrscher das Land regierte, ein Fürst, vor vielen seiner Standesgenossen wegen seiner Gelehrsamkeit und

seines Kunstsinn, wegen seiner bündereichen Romane, wegen seiner liebenswürdigen und hoheitsvollen Erscheinung, wegen seiner Staatsklugheit und seines Verwaltungstalents in den weitesten Kreisen bekannt und hoch gepriesen.⁶⁶⁾

Der Vater Anton Ulrichs, Herzog August, hatte in seinem Testamente gesagt: „Wir wollen und befehlen ernstlich und bei Gottes, des eifrigen, sehenden und allwissenden, unausbleiblicher Strafe, daß Unsere Söhne und Töchter bei der reinen lutherischen Lehre verharren. Es soll von Unseren Kindern und deren Nachkommen keine Person in wirkliche Bedienung und Bestallung genommen werden, die nicht der obgedachten Religion von Herzen zugethan ist.“⁶⁷⁾ Dieser väterlichen Willensmeinung ist Herzog Anton Ulrich lange Zeit nachgekommen. Die geistlichen Lieder seines „Christfürstlichen Harfenspiels“ enthalten Klänge eines echt evangelischen Glaubens. Es lohnt sich, etwas eingehender zu verfolgen, was ihn trotzdem noch in seinem hohen Alter zu einem Freunde und Bundesgenossen der Jesuiten und schließlich zu einem Mitgließe der römischen Kirche gemacht hat.

Den Boden und Untergrund, auf dem die Wandlung des Fürsten sich entwickelte, bildet die theologische Richtung, die in der Jugend und im Mannesalter auf ihn einwirkte. Das strenge Luthertum, das Herzog Julius unter dem Einflusse von Männern wie Chemnitz und Andrea zur Geltung gebracht hatte, war im Laufe der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zuerst auf der Landesuniversität Helmstedt, dann an der fürstlichen Hofstatt und auf den Kanzeln des Landes den Anschauungen der calixtinischen Theologie gewichen. Der Vater derselben, Georg Calixtus, erstrebte auf der Grundlage der ökumenischen Symbole der ersten fünf Jahrhunderte, wenn auch keine eigentliche Vereinigung und Verschmelzung, so doch eine Versöhnung und gegenseitige ehrliche Duldung der verschiedenen christlichen Konfessionen. Die lutherischen Eiferer schmähten ihn dafür als einen heimlichen Papisten. Ganz unzweifelhaft mit Unrecht. Aber bei seinen Schülern und Anhängern gewann denn doch die Neigung zur Versöhnung mit Rom nicht selten einen bedenklichen Charakter und endete bei vielen in einem schwächlichen konfessionellen Indifferentismus, bei einigen, so insbesondere bei dem schon für die Professur der Kirchengeschichte zu

Helmstedt in Aussicht genommenen H. J. Blume⁶⁸⁾, in dem Uebertritt zur römischen Kirche. Wie sehr dabei auch durch die calixtinische Strömung die Abneigung gegen die Jesuiten gemildert wurde, dürfte eine Aeußerung des gleichfalls davon beeinflussten Philosophen Leibniz beweisen. „Unter den Römischen,“ so äußert er, „wird ja niemand für eiferiger gehalten, als die Jesuiten, welche die Hoheit des Papstes zu verfechten sich durch ein eigen Gelübde verbunden, und daher von den hitzigen Protestierenden vor andern angefeindet werden; und dennoch findet sich, daß die Jesuiten solche Lehren führen, so der wolmeinenden Protestierenden Seligkeit allerdings zulassen.“⁶⁹⁾ Offenbar hatten es die klugen Väter vortrefflich verstanden, ihre wahren Ansichten über den Protestantismus und ihre feindseligen Absichten gegen denselben hinter einer liebenswürdigen und versöhnlichen Maske zu verbergen.

Herzog Anton Ulrich, der den Erziehungsvorschriften seines Vaters eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit den kirchlichen Wissenschaften verdankte, fuhr rückhaltlos in dem Fahrwasser der Helmstedter Theologie. Wie diese, so waren auch seine ausgedehnten Reisen und sein Aufenthalt an dem Hofe Ludwig XIV. dazu angethan, ihn duldsam gegen Andersgläubige zu machen, und wo er, wie es oft genug geschah, an den fremden Höfen mit Jesuiten zusammentraf, hatten die gefälligen Formen, die weltmännische Bildung und die gewandte Unterhaltungsgabe der Väter auf den geistvollen Fürsten einen vorteilhaften Eindruck gemacht. Aber alles dieses hätte schwerlich genügt, um ihn zum Ungehorsam gegen den letzten Willen seines Vaters zu verleiten, wären nicht Ehrsucht und Machtbegierde hinzugetreten, jene gefährlichen Klippen, an denen auch bei andern gekrönten und ungekrönten Häuptern, wie vor ihm, so nach ihm, die protestantische Überzeugung Schiffbruch erlitten hat.

Anton Ulrich gehörte zu jener zahlreichen Schar von deutschen Fürsten, die kein höheres Ziel kannten, als Nachahmer und Ebenbilder Ludwigs XIV. zu sein. Den größten Kummer machte es ihm, daß der geringe Umfang und die beschränkten Hülfsmittel seines Landes solch edlem Streben so enge Grenzen setzten, und mit Neid und Verdruß blickte er auf den fürstlichen Vetter in Hannover, dessen Stirn seit 1692 der Kurhut zierte. Die wolfsen-

büttelsche Linie des Welfenhauses war älter als die, welche am Strande der Leine residirte — wie gern hätte er auch ihr einen Zuwachs an Rang, Glanz und Macht verschafft!

In der That ließ Anton Ulrich, um den verhaßten Hannoveranern den erlangten Vorsprung wieder abzugewinnen, kein Mittel unversucht. Im Anfang des spanischen Erbfolgekrieges schloß er sogar ein Defensivbündnis mit Frankreich, um mit Hülfe des Auslandes zu erreichen, was ihm die karge Hand des Kaisers versagte. Als diese Maßregel ihm dann statt des gesteigerten Ansehens nur Niederlage und Demütigung eintrug, suchte er wieder mit Oesterreich anzuknüpfen und verfiel schließlich auf den Gedanken, dem erblichenden Sterne Braunschweig-Wolfenbüttels durch eine enge Familienverbindung mit dem Kaiserhause zu neuem Glanze zu verhelfen. Der zweite Sohn des Kaisers Leopold, kürzlich erst unter dem Namen Karl III. auf den spanischen Königsthron erhoben, sah sich nach einer Gemahlin um. Welch unberechenbarer Gewinn, wenn es gelang, seine Wahl auf die Enkelin des Herzogs, die liebliche Prinzessin Elisabeth Christine, die älteste Tochter des zu Blankenburg residirenden Herzogs Ludwig Rudolf zu lenken!

Es würde zu weit führen, sollten alle die Mittel und Maßregeln geschildert werden, welche Anton Ulrich anwendete, um die „große Affaire“, wie er die Vermählung seiner Enkelin mit dem Kaisersohne nannte, ins Werk zu setzen. Nur die Rolle, welche mehrere Mitglieder des Jesuitenordens in diesem Drama spielten, kommt hier in Frage. Sie war bedeutend genug.

Schon gleich im Anfange, als der Unterhändler des Herzogs in Wien seine ersten Fäden anzuspinnen bemüht war, fand er an zwei Jesuiten, dem Beichtvater der Kaiserin, Pater Balthasar Müller, und dem zum Beichtvater des Königs von Spanien erschienenen Pater Tönnemann, eifrige und einflußreiche Bundesgenossen. Man darf sich dessen nicht wundern. Bot doch die Verbindung mit der protestantischen Prinzessin dem Orden eine äußerst günstige Gelegenheit, in einem der unzugänglichsten Regierländer Zutritt zu gewinnen und festen Fuß zu fassen.⁷⁰⁾ Als dann der kaiserliche Hof sich den Wünschen des Herzogs nicht abgeneigt zeigte, begab sich Tönnemann nach Wolfenbüttel, und

man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Berichte, welche derselbe über die Prinzessin Elisabeth abstattete, nicht wenig dazu beigetragen haben, um sein gekröntes Beichtkind zu bestimmen, derselben vor allen Fürstentöchtern, die bei seiner Vermählung in Frage kamen, den Vorzug zu geben.⁷¹⁾ So war denn der Weg geebnet. Nur noch ein einziger Stein war hinwegzuräumen, die Abneigung der Prinzessin gegen den Übertritt zu der Religion ihres zukünftigen Gemahls, der von Wien aus als erste und unabweißbare Bedingung für das Zustandekommen der Verbindung gefordert worden war. Auch hierbei haben Väter der Gesellschaft Jesu die wesentlichsten Dienste geleistet.

Herzog Anton Ulrich hatte vermöge seiner theologisch-religiösen Richtung die Erfüllung der geforderten Bedingung von vornherein unbedenklich zugesagt. Aber in den kleinen protestantischen deutschen Fürstenthümern war es damals noch sehr ungewöhnlich, daß die Töchter derselben sich durch einen Wechsel des Religionsbekenntnisses den Zugang zu römisch- oder griechisch-katholischen Fürstenthronen eröffneten. Die schöne Wilhelmine von Anspach, die zuerst zur Gemahlin des Königs Karl III. ausersehen gewesen war, hatte die Verbindung unter ausdrücklicher Hervorhebung ihrer Ungeneigtheit zu einem Rücktritt vom Protestantismus abgelehnt⁷²⁾, und auch Elisabeth Christine hing so innig und treu an ihrem evangelischen Glauben, daß sie während der Verhandlungen wegen ihres Religionswechsels an ihre Mutter schrieb: „Mein einziger Trost ist die Hoffnung, daß der gütige Gott das große Unglück, welches über meinem Haupte schwebt, abwenden wird. Ich bitte ihn darum ohne Unterlaß. Ich kann niemals dazu meine Zustimmung geben und will lieber sterben als es thun.“⁷³⁾

Aber die Seele der Jungfrau wurde weich und nachgiebig unter den gleißnerischen Vorstellungen des Großvaters und seiner Helfershelfer, zunächst des protestantischen Abtes und Professors der Theologie Fabricius zu Helmstedt, und des gleichfalls protestantischen Generalsuperintendenten Behm zu Ganderheim. „Sie solle ja keineswegs,“ so sagte man ihr, „was sie in ihrem Catechismo gelernt, verleugnen, allermäßen sie bei Annahme ihres künftigen Königs Religion ihren gelernten Catechismus ganz wohl

behalten könnte, darinnen nichts enthalten, das die Katholischen nicht eben so glaubeten.“⁷⁴⁾ Daraufhin gab sie die Erklärung ab, „daß, wenn sie für andern in Vorschlag gekommenen Prinzessinnen zur spanischen Königin erwählt werden sollte, sie alsdann darunter die göttliche Providence erkennen und die Wahl in geistlicher Gelassenheit annehmen wollte.“⁷⁵⁾ Das Weitere wurde alsdann hauptsächlich von Jesuiten besorgt.

Es war im Herbst des Jahres 1706, als zwei Mitglieder des Ordens, Wolfgang Plöckner aus Wien und Rudolf Wilhelm May aus Hildesheim, am fürstlichen Hofe sich einfanden, um die Prinzessin in den Lehren des römischen Katholizismus zu unterweisen und die ihr noch anhaftenden Bedenken gegen die Religionsänderung zu zerstreuen.⁷⁶⁾ Um nicht von vornherein störende Vorurtheile zu erwecken, trug Pater Plöckner, der den eigentlichen Unterricht zu besorgen hatte, weltliche Kleidung, führte sich auch unter fremdem Namen, als Leopold von Engelburg, ein. Im Lustschlosse zu Salzdahlum, fern von dem Lärm der fürstlichen Residenz, nahm das gottwohlgefällige Werk seinen Anfang und Fortgang. Die Prinzessin war bislang der Meinung gewesen, daß man die Abschwörung ihres Glaubens nicht fordern, sondern mit einigen allgemeinen Erklärungen sich begnügen werde; aber bald überkam sie unter Thränen und Seufzen die Ahnung, „daß man ihr jezo viel Gutes vorsage, dahingegen man sie darnach herber traktieren werde.“⁷⁷⁾ Schritt vor Schritt und unerbittlich verfolgten die ehrwürdigen Väter ihren Weg. Hatte die fürstliche Jungfrau heute geglaubt, das äußerste Zugeständnis gemacht zu haben, so wurde morgen eine neue Forderung an sie gestellt; ein evangelischer Glaubenssatz nach dem andern wurde ihr entrissen, und so ging es weiter und weiter, bis schließlich das letzte Ziel erreicht war. Am 1. Mai 1707 bekannte sich Elisabeth Christine im Dome zu Bamberg öffentlich und feierlich zu den Lehren des Tridentiner Konzils und verdamnte, verwarf und verfluchte alle Irrtümer und Ketzereien, welche von der römischen Kirche verdammt, verworfen und verflucht sind.⁷⁸⁾

Der Jesuitenpater Plöckner hatte die Prinzessin bis Bamberg begleitet und dort am Tage vor ihrem Übertritt ihre Beichte gehört. Er ging auch mit ihr über Wien nach Spanien.⁷⁹⁾ Sein

Werk war vortrefflich gelungen. Bei seiner Schülerin machte sich auch nicht die geringste Spur von Reue oder von Sehnsucht nach dem Glauben ihrer Kindheit bemerkbar, weder bei der Abschwörung ihres Glaubens im Dom zu Bamberg, noch später in Spanien, noch zuletzt, als sie nach dem Tode Josephs I. mit ihrem Gemahl zu Wien den Kaiserthron theilte und dann als Mutter der Kaiserin Maria Theresia ihre Augen zum letzten Schläfe schloß.

Mit der Bekehrung der Prinzessin Elisabeth Christine war die Thätigkeit der Jesuiten im Herzogtum Braunschweig noch nicht abgeschlossen. Wie hätten sie auch nach einem so herrlichen Anfange von einem Arbeitsfelde zurücktreten sollen, auf dem ihnen als letztes Ziel der Übertritt des ganzen Fürstenhauses und eines nicht geringen Theils der Einwohnerschaft als keineswegs unerreichbar erscheinen durfte!

In der That hatten sie denn auch bald die Freude, daß Herzog Anton Ulrich selbst dem Beispiel der Enkelin folgte, heimlich schon kurz vor Weihnachten 1709, öffentlich zu Bamberg am 11. April 1710.⁸⁰⁾ Wie weit sich der Fürst bei diesem Schritt von jesuitischen Beeinflussungen hat leiten lassen, entzieht sich der geschichtlichen Kenntniss.⁸¹⁾ Was für ihn den Ausschlag gab, war die Hoffnung, durch seinen Übertritt das Kurfürstentum Köln oder das Bistum Hildesheim — beide waren seit 1706 infolge der Achtung des mit Frankreich verbündeten Kurfürsten Joseph Clemens erlebigt — vielleicht auch beide zugleich zu gewinnen.⁸²⁾ Daß die Jesuiten solche Hoffnung bei dem ehrgeizigen Herzog zuerst erweckt haben, ist nicht nachzuweisen; aber bestärkt haben sie ihn gewiß darin, und von dem Pater May wird bekannt, daß er zur Förderung der Angelegenheit als Abgesandter Anton Ulrichs nach Rom gegangen ist.⁸³⁾ Jedenfalls ist es für die Stellung, welche die Gesellschaft Jesu bei dem hochbetagten Fürsten einnahm, bezeichnend, daß gerade dieser Pater May es war, vor dem derselbe zuerst sein katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt hat.⁸⁴⁾

Wie Anton Ulrich, so haben auch noch zwei Töchter von ihm den protestantischen Glauben abgeschworen, Augusta Dorothea, die Witwe des Grafen Anton Günther von Schwarzburg, und Henriette Christine, die Äbtissin von Gandersheim. Von jener ist die Veranlassung und der Verlauf ihrer Bekehrung nicht

näher bekannt. Letztere hatte bei der Katholisierung ihrer Nichte dem Pater Plöckner in die Hände gearbeitet; ihr eigener Religionswechsel hatte aber weniger mit dem Glauben als mit den Sitten zu thun. Sie zog sich in ein niederländisches Kloster zurück, um fern von der Heimat einen Fehltritt abzubüßen, mit dem die Würde einer Äbtissin unvereinbar war.⁸⁵⁾

Die Römischen hatten gehofft, daß das Vorbild Anton Ulrichs und seiner Enkelin noch weit zahlreichere Früchte für ihre Kirche tragen würde⁸⁶⁾, und an Bemühungen, es dahin zu bringen, hat es weder von seiten der Jesuiten noch ihrer Freunde und Werkzeuge gefehlt. Daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, ist an erster Stelle dem Erbprinzen August Wilhelm zu danken, der mit Festigkeit einem weiteren Umsichgreifen des Papsttums entgegentrat. Seinem Beispiel folgten die Minister und die Landschaft, nicht zum wenigsten auch die lutherische Geistlichkeit des Landes. Unter ihr gehörten elende Charaktere wie Specht und Fabricius zu den Ausnahmen. Die beiden Hofprediger Knopf und Niekamp hatten schon vor dem Übertritt der fürstlichen Enkelin sich auf öffentlicher Kanzel so unerschrocken dagegen ausgesprochen, daß sie im Dezember 1705 ihres Amtes entsetzt wurden⁸⁷⁾, und als der Herzog einige Monate nach seinem Religionswechsel in Wolfenbüttel dem protestantischen Gottesdienste beiwohnte, ließ der Prediger den Gesang Martin Luthers singen, in dem Gott angefleht wird, daß er des Papstes und des Türken Mord steuern möge. Um dieselbe Zeit geschah es, daß zu St. Katharinen in Braunschweig der Pastor Pfeifer von der „Ritterschaft der papistischen Abgötterei“ predigte und seinen Zuhörern warnend zurief, sie möchten sich in acht nehmen, daß nicht „dereinst solche Ritterschaft ihnen wieder über den Hals geführt“ werde.⁸⁸⁾ Auch in den Gemeinden herrschte Entrüstung über das Umsichgreifen des Papsttums. In der Stadt Braunschweig ging die Erregung zuzeiten so weit, daß die Obrigkeit sich genötigt sah, unziemlichen Verspottungen der katholischen Religion mit Nachdruck entgegenzutreten.⁸⁹⁾

Gleichwohl blieb die Thätigkeit der Jesuiten und ihrer Helfershelfer unter Herzog Anton Ulrich nicht ganz ohne dauernden Einfluß auf die Entwicklung der religiösen Verhältnisse des

Landes. Derselbe beruht auf der Freiheit der Religionsübung, welche der Herzog seinen neuen Glaubensgenossen, wenn auch nicht ganz unbeschränkt, so doch in ziemlich weitgehendem Maße verliehen hat.⁹⁰⁾ Am 3. Dezember 1712 wurde zu Braunschweig die neuerbaute katholische Kirche — die erste seit den Zeiten des Herzogs Julius — feierlich eingeweiht.⁹¹⁾

Dem Herzoge selbst hat seine Jesuitenfreundschaft und sein Übertritt zum Katholizismus keinen Segen gebracht. Seine Hoffnung, sich dadurch den Kurhut zu verdienen, schlug fehl; der einzige äußere Vorteil, der ihm zu teil ward, bestand in der im Grunde wertlosen Erhebung der Grafschaft Blankenburg zum Fürstentum des Deutschen Reichs. Dementgegen verlor er die Achtung von vielen seiner evangelischen Standesgenossen, entzweite sich mit seinem ältesten Sohne, und obwohl er keineswegs, wie es so oft bei Apostaten der Fall ist, ein Eiferer für seinen neuen Glauben wurde, so entfremdete er sich doch die Herzen seiner meisten und gerade seiner besten Unterthanen. Auch innere Befriedigung hat er, allem Anschein nach, durch seinen Religionswechsel nicht gewonnen. Für die Art aber, wie Rom seine Diener lohnt, wenn es von ihnen eine erhebliche Förderung seiner Zwecke nicht mehr zu erwarten hat, dafür ist es bezeichnend, daß der Papst die dreimalige inständige und demütige Bitte des Fürsten, ihm, wenn auch nur ganz heimlich, beim heiligen Abendmahle den Genuß des Kelches zu gestatten, dreimal abschläglich beschieden hat.⁹²⁾

Herzog Anton Ulrich entschlief am 27. März 1714. Seinem Nachfolger August Wilhelm werden nicht mit Unrecht mancherlei Schwächen und Fehlgriffe nachgesagt; eins aber soll ihm unvergessen sein: er war ein aufrichtiger und eifriger Protestant. „Eine der ersten Verordnungen Sr. Durchlaucht“, so erzählt ein Zeitgenosse⁹³⁾, „zielte auf die Gottesfurcht und Orthodoxie, daß nämlich die Augsburgerische Konfession und Corpus doctrinae Julium, so sie vor ihren teuren Landschatz hielten, wöchentlich an dem Hofe, in Gegenwart der hohen Herrschaft, alle Mittwochen von den Predigern im ganzen Lande nach der Reihe öffentlich solle geprediget werden.“ Und wie Herzog August Wilhelm, so haben auch seine sämtlichen Nachfolger treu zu der evangelisch-lutherischen Landeskirche gehalten. Ihnen und dem gefunden Sinne der Be-

völlerung ist es zu danken, daß seit Anton Ulrichs Tode eine irgendwie nennenswerte Spur jesuitischer Thätigkeit sich im Herzogtum Braunschweig nicht wieder bemerkbar gemacht hat.

Werden auch unsere Enkel und Urenkel noch so zu sprechen imstande sein?

Kein Sterblicher vermag diese Frage mit Sicherheit zu beantworten. Eins aber ist gewiß. Sollte es jemals, sei es früh, sei es spät, den Jesuiten gelingen, das Gesetz vom 4. Juli 1872, durch das sie von den Grenzen des Deutschen Reichs ausgeschlossen sind, wieder aus der Welt zu schaffen, so werden sie, wie ein sehr genauer Kenner ihres innersten Wesens es vorausgesagt hat⁹⁴), wieder einziehen wie Adler. Ja, wie Adler; aber nicht wie jener Zöllernaar, der in hohem Fluge Deutschland zu Heil und Sieg geführt hat, sondern wie der gefiederte Räuber, der hoch aus den Lüften heißhungrig auf seine Beute stürzt.

Dann wird, wie überall in den deutschen Gauen, so auch im Herzogtum Braunschweig, die protestantische Kirche abermals die Bisse und Krallenschläge ihrer unerbittlichen Feinde zu fühlen bekommen. Wird dann unsere protestantische Bevölkerung gegen „groß Macht und viel List“ ihre heiligsten Güter, evangelischen Glauben und evangelische Freiheit, einmütig und kraftvoll zu verteidigen imstande sein?

Wir hoffen es. Die Berechtigung aber zu solcher Hoffnung liegt, wie in dem Vertrauen auf Gott und zu der Macht der Wahrheit, so auch in dem unter einem mehr als dreihundertjährigen Einflusse des Protestantismus entwickelten Charakter der Einwohnerschaft Braunschweigs. Zwar hat man gerade in letzter Zeit an dem religiösen und kirchlichen Leben, wie es am Strande der Oker augenblicklich hervortritt, manches zu tadeln gefunden; eins aber muß auch der anspruchvollste Kritiker zugeben: Braunschweiger Art und römische Art sind Gegensätze, zwischen denen ein Ausgleich und eine Versöhnung nicht wohl denkbar ist.

So war es vorzeiten; so ist es noch heute; so soll es ferner sein! Das walte Gott!

Anmerkungen.

1. (S. 1.) J. Zausen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg i. Br. 1885), IV, 371.

2. (S. 1.) Theologiae Iesuitarum praecipua capita per M. Chemnitium (Ausg. von Helvicus Garthius, Argentor. 1602 in 12^o) Bl. 4. Über diese zuerst 1562 erschienene Schrift, welche den Anstoß zur Ausarbeitung des Examen concilii Tridentini gab, vergl. H. Sachse, Martin Chemnitz (Leipz. 1867), S. 159 ff. Für das geheimnisvolle Dunkel, mit dem der Jesuitenorden sich umgab, ist es bezeichnend, daß Chemnitz im J. 1562 den eigentlichen Stifter desselben noch gar nicht kannte. Er hielt den Cardinal Caraffa, den spätern Papst Paul IV., dafür. Aus dem Büchlein wird auch ersichtlich, daß die bekannte Volksetymologie „Jesuwider“ auf Chemnitz zurückzuführen ist. Bei der Aufzählung der verschiedenen Ableitungen des Wortes „Jesuit“ sagt er (Bl. 6): „Ego vero, ut meas etiam coniecturas in re et appellatione nova afferam, arbitror ex Germanica lingua rationem appellationis posse commodius et melius inveniri; nec immerito, quia debent Germanorum esse Apostoli. Sunt autem duo potissimum in Germanica lingua idiomata. Si itaque iuxta idioma Germaniae inferioris vocabulum examinetur, etymologia erit: Iesu wit, quasi qui et ipse longe sit a Iesu et procul abducatur a Iesu. In idiomate vero Germaniae superioris dicitur: Jesuwiter, quasi Jesu wider.“

3. (S. 2.) Über die Stellung Heinrichs des Jüngern zur Reformation vergl. F. Kolbwey, Heinz von Wolfenbüttel (Halle 1883).

4. (S. 2.) Über den Franziskaner Heinrich Helmes vergl. Herm. Hamelmanni Opp. genealog.-hist. de Westphalia et Saxonia inferiori ed. ab E. C. Wasserbach (Lemgoviae 1711 in 4^o), S. 895 f.

5. (S. 3.) Hamelmanni Opp. genealog.-hist., S. 896: Mortuo Helmesio in ejus locum vocavit Princeps suasu Vicecancellarii Ludolphi Halverii Doctoris J. U. quendam Jesuitam Petrum Hovet vel Capitium. Das Jahr, in welchem Helmes starb und Hovet in Wolfenbüttel eintraf, vermag der Verfasser nicht genau festzustellen. Einen Anhalt bieten Hamelmanni Opp. genealog.-hist., S. 1013.

6. (S. 3.) J. B. Lauenstein, *Diplomatische Historie des Bistums Hildesheim* (2 Teile, Hildesheim 1740 in 4^o), I, 237.

7. (S. 3.) Hermann Hamelmann, welcher 1568 von Herzog Julius als evangelischer Superintendent nach Gandersheim berufen wurde und dort bis 1572 gelebt hat, vergl. Koldewey, *Gesch. des Pädag. illustre zu Gandersheim* (Wolfenbüttel 1869 in 4^o), S. 27. Hamelmanns Urteil über Hovet findet sich in den *Opp. genealog.-hist.*, S. 896 und 1013. Er nennt ihn „insignem Pontificiarum practicarum nequam ordine Jesuitam, qui non levia pericula piis peperit“, ferner „pessimum Jesuitam“ und einen „scortator“, der freilich in dieser Eigenschaft von Bernhadin Laßhausen, dem Priester an der Wolfenbüttler Marienkirche, übertroffen worden sei. Die Mißhandlung, welche der Hofprediger Hummel auf Anstiften Hovets und seiner Gesinnungsgenossen erfuhr, erzählt Hamelmann ausführlich, a. a. O., S. 1013 f.

8. (S. 4.) Hachfeld, *Martin Chemnitz*, S. 386.

9. (S. 4.) Auf die Erlaubnis zur Spendung des Kelches beim h. Abendmahl beziehen sich bei J. Chr. Lünig, *Deutsches Reichsarchiv*, Contin. II. (Leipzig 1721 in fol.), S. 19 ff. unter XXV ein Schreiben des Herzogs Albrecht von Bayern an Papsi Pius IV. vom 5. Febr. 1564, unter XXVI ein am 29. Juli 1564 publiziertes Ebfist des Kaisers Ferdinand I., unter XXVII ein Breve des Pappstes Pius IV. an Herzog Heinrich vom 1. Sept. 1564 und unter XXVIII ein Breve des Pappstes Pius IV. an den Bizkanzler Salver von demselben Datum. In dem an den Herzog gerichteten Breve lauten die Bedingungen folgendermaßen: „ut contriti et confessi ad sacram communionem sub utraque specie sumendam accederent: eaque illis per catholicos et probatos sacerdotes, recto maturoque iudicio huic officio praepositos, omni quae oriri posset offensione vitata, ministraretur: et ut ii, qui ita communicarent, catholicam religionem ac fidem, quam sancta Romana Ecclesia tenet et docet, tenerent: eamque* profiterentur non errasse neque errare, quod communionem sub altera tantum specie omnibus praeter sacerdotes celebrantes praebere consueverit: et hoc confiterentur atque etiam profiterentur et crederent: ac diligentissime communicaturi sub utraque specie admonerentur Christum integrum tam sub una quam sub utraque specie sumi.“

10. (S. 4.) Vergl. Lünig, a. a. O., S. 20 f. In dem Ebfiste des Kaisers Ferdinand I. wird nur gesagt: „concessit, ut in posterum Coena Domini sub utraque specie celebretur et exhibeatur.“

11. (S. 4.) Die Verordnung ist abgedruckt bei J. C. St. Hölling, *Einleitung zur weltlichen, Kirchen- u. Reformat.-Historie des Hoch-Stifts Hildesheim* (Hildesh. 1730 in 4^o), Beil. II, S. 5 ff.; danach bei Lauenstein, *Hist. des Bist. Hildesheim*, II, 136 ff. Nach Höllings Angabe lautet der Titel: „Ein kurz Vnderricht / wie / vnd in was gestalt sich alle Priester im Fürstenthumb Braunschweig sollen halten / in ausspendung vnd verreichung des Hochwirdigsten / Heiligsten Sacraments Leibs vnd Bluts vnser

SEKKE JESU Christi. Und was die Prediger / Beichtuetter vnd Pfarherrn dem Volk von diesem Sacrament sollen fürhalten vnd jnen fleißig einbilden. Rom. XIII. Was von GOTT herkömpt / das ist vrdentlich. Wulffenbüttel / Anno Domini M. D. LXVII.“ Einen Originaldruck dieser Verordnung vermochte der Verfasser nicht aufzufinden. — Daß die in dieser Verordnung enthaltenen Bedingungen auf Hovet zurückzuführen sind, bezeugt Hamelmann, a. a. O., S. 896: „Permisit Dux Henricus ex concessione Papae utramque speciem omnibus anno 1567, sed sub certis conditionibus, quas scripsit et edidit sub Principis nomine Petrus Capitius Jesuita. Conditiones sunt impiissimae.“

12. (S. 4.) Evang. Matth. 10, 8.

13. (S. 4.) Iugurtha bei Sallust, Iug. 35, 10: Urbem vonalem et mature perituram, si emptorem invenerit. Vergl. 28, 1: Iugurtha . . . cui Romae omnia venum ire in animo haeserat.

14. (S. 5.) Hamelmann, Opp. genealog.-hist., S. 897: „Statim cogitat *Dux Julius* de dicto Christi: Primum quaerite regnum Dei etc. Ideo omnium primo in initio gubernationis suae adjicit animum ad puriorem religionem in Ducatu patrio propagandam. *Petrus Hovet* vel *Capitius*, Jesuita, petit dimissionem, quam impetrat.“ Die ferneren Schicksale Hovets sind nicht bekannt.

15. (S. 5.) Kirchenordnung des Herz. Julius, Vorrede, vorletzter Abschnitt.

16. (S. 5.) Kirchenordnung des Herz. Julius, in dem Vorwort zum Corpus doctrinae, Bl. A 4^a.

17. (S. 5.) W. Knösch, Gesch. des Schulwesens, bes. der lat. Stadtschule zu Helmstedt (3 Helmstedter Progr. 1860—1862 in 4^o), I, 41. 52; W. Hoed, Anton Ulrich und Elisabeth Christine (Wolfenbüttel 1845), S. 262 f.

18. (S. 7.) Zu dem Nachfolgenden vergl. besonders den mit großer Sachkunde und Besonnenheit geschriebenen Artikel von Wagenmann, Jesuiten, Jesuitenschulen, abgedruckt in Schmidts Pädag. Encyclop. III², 793 ff. Ferner K. v. Raumer, Gesch. der Pädag. (5. Aufl. 4 Bde. Güttersloh 1877—1882), I, 262 ff.; H. Schiller, Lehrb. der Gesch. der Pädag. (Leipzig 1887), S. 120 ff.; F. Paulsen, Gesch. des Ges. Unterrichts (Leipzig 1885), S. 262. ff. Fernere Litteraturnachweise bei Wagenmann und Schiller.

19. (S. 8.) Als Papst Clemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufhob, wurde diese Maßregel von allen katholischen Höfen gebilligt und ausgeführt; aber Friedrich der Große schloß sich derselben nicht an, sondern bemühte sich vielmehr, Mitglieder des Ordens nach Schlessien zu ziehen, um in ihnen wohlfeile Lehrkräfte für die dortigen katholischen Schulen zu gewinnen. Erst von Friedrich Wilhelm II. wurde der Orden für Preußen verboten. Es ist bekannt, daß auch Rußland in seinen polnischen Provinzen den vom Papste aufgehobenen Jesuitenorden fortbestehen ließ. Vergl. Wagenmann in Schmidts Pädag. Encyclop. III², 805; K. A. Gase, Kirchengeschichte (11. Aufl. Leipzig 1886), S. 528.

20. (S. 9.) Eine Sammlung derartiger Urteile verdanken wir dem bekannten Spätkunne Janssens, vergl. dessen Deutsche Geschichte, IV, 441 ff.

21. (S. 13.) Von der Verordnung vom 15. Februar 1603 befindet sich das Konzept im Archiv des Herzogl. Konsistoriums zu Wolfenbüttel. In einem früheren, schon vom 3. Februar 1603 datierenden Entwurfe derselben Verordnung lautet die Darlegung des Thatbestandes: „Wir sind glaublich berichtet worden, daß etliche von unsern Landsassen, Lehnlenten und andern ihre Söhne noch wie dabevorn in die papistische Stifte Hilbesheim, Minden und anderswo, dadurch Präbenden und Kanonikat zu erlangen, heimlich und öffentlich verstecken und kommen, auch sich darein obligieren und schwören lassen sollen.“ Daß die in dem Entwurfe vom 15. Februar erwähnten „papistischen Schulen“, obwohl es nicht ausdrücklich bemerkt wird, keine andern als Jesuitenschulen gewesen sind, wird durch die S. 16 mitgeteilte Verordnung des Herzogs Friedrich Ulrich vom 17. Dezember 1617 genügend bewiesen.

22. (S. 13.) Die Befehrungsgeschichte des Junkers Rudolf Klende wurde in neuerer Zeit erzählt von E. L. Th. Henke, Georg Calixtus und seine Zeit (2 Bde. Halle 1853—1860), I, 161 ff. und von W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig u. Lüneburg (3 Bde. Göttingen 1853—1857), III, 55. Beide gründen ihre Mitteilungen auf die den Akten des Hämelschenburger Kolloquiums von dem jüngern Calixtus vorausgeschickte Einleitung (vergl. Anm. 30) und auf den Bericht im Tagebuche des Großvogts Thomas Grote, eines Betters von Rudolf Klende, abgedr. bei Spilcker und Broennenberg, Vaterländisches Archiv f. hann.-braunschw. Gesch., Jahrg. 1834 (Lüneburg 1835), S. 80 f. Beide Quellen sind sehr wertvoll, da die Verfasser derselben von den Vorgängen ohne Zweifel genau unterrichtet waren und als durchaus zuverlässige Gewährsmänner angesehen werden müssen. Da indessen der Bericht des Großvogts Grote erst mehr als 25, der des jüngern Calixt sogar erst nahezu 50 Jahre nach dem Aufenthalte des jungen Klende in Italien aufgezichnet worden ist, so kann man sich nicht wundern, wenn in den Einzelheiten kleine Ungenauigkeiten untergelaufen sind. Es ist daher sehr erfreulich, daß das Klendesche Familienarchiv auf der Hämelschenburg eine Reihe von Schriftstücken enthält, welche sich auf Rudolf Klendes italienische Reise, insbesondere auf seinen Aufenthalt im Gefängnis der Inquisition und in dem von den Jesuiten geleiteten Collegium Romanum zu Rom beziehen. Aus diesen Schriftstücken, deren Benutzung der Verfasser der Güte des Herrn Baron Klende auf Hämelschenburg verdankt, sind für die vorliegende Darstellung die beiden erstgenannten Quellen ergänzt und berichtigt.

23. (S. 13.) Rudolf Klende (nicht von K.) entstammte einem der angesehensten Adelsgeschlechter des Fürstentums Kalenberg. Nach Ausweis des Stammbaums der Familie wurde er am 5. September 1588 geboren und starb am 11. Dezember 1663 als Kommendator des Deutschen Ordens zu Göttingen. Er war das älteste von den 14 Kindern des Erbauers der etwa

in der Mitte zwischen Hameln und Pyrmont belegenen Hämelschenburg, Georg Klencke († 20. Mai 1609), und dessen Ehefrau Anna, geb. von Holle. Am 12. Mai 1603 wurde Ludolf Klencke zugleich mit seinen drei Brüdern Johannes, Eberhard und Johann Ernst in das Album der Helmstedter Universität (Landeshauptarch. zu Wolfenbüttel) eingetragen. Ob er außer Helmstedt noch andere Hochschulen besucht hat, ist aus den vorhandenen Akten nicht zu erweisen. Nach dem Colloqu. Hemelschenburg. ging er von Helmstedt gleich nach Italien; dieses geschah aber nicht, wie Havemann angiebt, 1606, sondern nach Ausweis der Aktenstücke des Familienarchivs 1609. Im Oktober dieses Jahres verweilte er in Mailand. In Rom scheint er erst 1610 angelangt zu sein. Schon im Juli 1610 wollte er von dort abreisen, um noch andere Orte und Länder, insbesondere auch Jerusalem zu besuchen; aber er wurde zurückgehalten, weil das für ihn an einen Hildesheimer Kaufmann eingezahlte Geld von diesem unredlicher Weise nicht abgeschickt worden war.

24. (S. 14.) Die Veranlassung zu Klenckes Gefangennahme ist nicht klar. Der Großvogt Grote berichtet, er habe sich mit einem Mönche in ein Disputat wegen Religionsfachen eingelassen und sei dann von diesem angeklagt worden. Der jüngere Calixtus erzählt im Colloqu. Hemelschenburg.: „Quum ejus (Klenckii) comes stans a partibus Ioannis Calvinii Romae in Collegium Societatis Iesu se contulisset et disputantium animos temere irritasset, se subduxit clanculum, et Klenckius in inquisitionem manus incidit.“ Dieser Darstellung schließen sich Henke und Havemann an, indem sie den comes irrtümlich zu Klenckes Hofmeister machen. Aber die Akten des Familienarchivs wissen nichts davon, heben vielmehr ausdrücklich hervor, daß man die Ursache nicht kenne. Seine Mutter erwidert auf den Einwurf, daß er sich selbst ins Unglück gebracht habe, am 4. Juli 1611: „Das hat mein Gott lob nicht gedan, nur allein das sie ihnne gerne von seiner religion hetten unde brochten, unde er vorraden worden, das er luterisch sy. Hetten och wol entweichen konnen, do andere vor im unde 6 dage zuvor vorstridet. Er hat sich aber seiner unschult getrostet, das er keines ergerlich gewest, seines wegeß da abwarten wollen, unde seinen wert unde andere erslich erlich behalen, das mein son dies ungelucke nirgent von hat, also das er den wegeß zu rechter zeit nicht bekommen.“

25. (S. 14.) Der Karmelitermönch hieß Joseph von Winden, stammte aus der Pfalz und war aus Melancthons Verwandtschaft. Das Kloster, dem er zugehörte, hieß B. Mariae della Scala.

26. (S. 14.) Über die Bemühungen der Jesuiten und insbesondere Bellarmins (1542—1621) um Ludolf Klenckes Bekehrung berichtet der jüngere Calixtus in der Vorrede zum Colloqu. Hemelschenburg.: „Klenckius in inquisitionem manus incidit, carcerique fuit initio inclusus innocens. Licet illis candide animum suum probasset alienum a controversiis Theologicis secumque tulisset Latinae linguae scriptores classicos: tamen Iesuitarum turma eum e manibus dimittere noluit. Neque non ut animum ejus a confessione Evangelii in suas partes pelliceret, non

solum eum postea fidei Illustris Cardinalis Bellarmini commisit, sed et tenerrime ab eo aliquot annos fuit amatus eoque familiariter usus.“ Die Zeitangabe „aliquot annos“ ist unrichtig; im übrigen aber wird das lebhafteste Interesse, das namentlich Cardinal Bellarmin an Rudolf Klencke nahm, durch die Akten des Klenckeschen Familienarchivs bestätigt. Am 26. Februar 1611 berichtet ein sonst nicht weiter bekannter Johannes Burgius von einer Denkschrift, die er zu Gunsten des Gefangenen aufgesetzt hatte: „communicato memoriali compluribus, tandem reliqui illud die Mercurii in manibus illustrissimi cardinalis Bellarminii, ad effectum, ut legi curaret coram S. D. N. die Iovis sequenti in congregatione Inquisitionis, quod et factum fuit.“ Der Karmeliter Joseph von Winden schreibt am 25. Juni 1611, zwei Tage nach Klenckes Überführung in das Collegium Romanum: „Paulus V. et omnes congregationis sancti officii Cardinales paterno eum prosequuntur affectu, imprimis magnus ille in humilitate Bellarminus, totius Ecclesiae Catholicae ornamentum, nec aliud quam salutem eius animae sitiunt.“ Ferner der Domherr Asche von Heimbürg zu Hildesheim am 9. August 1611 an Rudolf Klenckes Mutter: „Der cardinal Bellarminus, iſo der berumteste und furnemste unter allen, iſt selber in die Inquisition gefahren und deinen son uf seinen kützgen bei sich genommen und in das Collegium Romanum gefurt. Der oberſt Jefeuite, welcher ein geborner furſt aus Spanien iſt, hat ihn aus der Inquisition loß gemacht. Der Pabſt, welcher auch ein gutiger her iſt, hatte geſagt, man ſolte ihn wol und freundlich halten; ob er ihn gleich ius angeſicht ſholte, das wolte er ihm gern vorziehen, bieweil es auß unwiſſenheidt geſchehe.“

27. (S. 14.) Der Karmeliter Joseph von Winden schreibt am 25. Juni 1611: „Spero illum (Klenckium) propter bonitatem ingenii et multas orationes plurimorum futurum catholicum Romanum, licet hactenus pertinacissimus fuerit nec ullis petitionibus adduci ad conferendum de fidei catholicae articulis potuit, nisi quod a paucis diebus aliquos libellos optimos de fidei orthodoxae articulis controversis tractantes a me acceperit et aliquantulum de concepta pertinacia remisit.“

28. (S. 14.) Der Kurfürst Christian II. von Sachsen richtete auf Betrieb der Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel an den mediceischen Großherzog Cosmus von Etrurien die Bitte, sich für Rudolf Klenckes Befreiung zu verwenden. In dem darauf bezüglichen Schreiben vom 17. Juni 1611, das bei den Akten des Klenckeschen Familienarchivs vorhanden ist, heißt es: „Alias (d. h. wenn Klencke nicht freigelassen wird) nobis adversus Romanos aut Italos in Germania versantes idem quod nostris accidit tentandi necessitas adferetur.“ Von den seitens des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig zu Klenckes Gunsten geschehenen Schritten berichtet der jüngere Calixtus im Colloqu. Hemelschenburg.: „His (i. e. parentibus) de salute filii ad Illustrissimum Principem Henricum Iulium, Ducem Brunsv. et Lüneburg. p. m. adsidue querentibus, non tantum ex illius intercessione Caesarea Majestas de dimissione

Klenckii ad Pontificem Romanum scripsit: verum posthabita illa scriptione ipse Princeps Romam literas misit, se omnes Monachos territorio suo expulsurum, bonis illorum in fiscum relatis, ni Nobilem juvenem dimitterent. Quibus minis commoti dimiserunt Klenckium.“ Daß mit „ipse Princeps“ nur der Herzog gemeint sein kann, ergibt der Zusammenhang. Henke, Calixtus I, 162, versteht darunter irrtümlich den Kaiser. Auch der Großvogt Grote bestätigt in seinem Tagebuche, daß Rudolf Klencke der Intercession des Herzogs Heinrich Julius seine Befreiung verdankte.

29. (S. 15.) Tagebuch des Großvogts Grote (Vaterl. Arch., Jahrg. 1834, S. 80 f.): „Als er nun endlich uf Intercession des Regierenden Herzogen zu Braunsch. S. Heinrich Julii F. G. der haßf erlassen undt ihm unter andern praestito juramento der Catholischen Bücher undt schriften fleißigh zu lesen und veritatem Religionis zu indagiren uferleget: so hat er vermeinet, das er diesem geseifteten Eidt unnachlässig nachkommen mußte.“ Colloqu. Hemelschenburg.: „ne sine scrupulis elaberetur, ipsum (i. e. Klenckium) prius jurare oportuit, ut sole oriente urbe exiret, de ipsorum religione non nisi bona diceret et de scrupulis in commendatissima Bellarmini et Becani lectione obortis prius semper cum Pontificio quam cum alio Doctore conferret.“ — Bellarmins Hauptwerk gegen den Protestantismus sind die „Disputationes de controversiis christianae fidei adversus huius temporis haereticos“, welche zuerst 1581—1593 in 3 Folioebänden erschienen und nachher noch mehrmals gedruckt sind. Ueber die Schriften des Jesuiten Martin Becanus (1562—1624), welcher zuletzt Beichtvater des Kaisers Ferdinand II. wurde, vergl. Zöcher, Gelehrten-Lexikon, III, 237 unter Martinus. Über sein Zusammentreffen mit Calixtus vergl. Henke, Calixtus I, 124 f.

30. (S. 15.) Die Akten des Hämelschenburger Religionsgesprächs wurden erst nach dem Tode des ältern Calixtus von dessen Sohne Friedrich Ulrich Calixtus herausgegeben, zum ersten Male 1657, dann abermals 1665, vergl. Henke, Calixtus, I, 163, Anm. 2. Die erste Ausgabe, deren Titel Henke angiebt, vermochte der Verfasser nicht aufzutreiben. Die zweite, von der Exemplare in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Hannover und Göttingen vorhanden sind, umfaßt Bogen A—H in 4°. Der Titel lautet:

COLLOQVIVM | HEMELSCHEN- | BVRGENSE | INTER |
GEORGIVM CALIXTVM | ET | P. AVGVSTINVM IESVITAM |
HABITVM | Proprie die Kalend. Septembr. | ANNI CIOIOCXIV. |
EDITIO ALTERA. | Verzierung. | HELMESTADI, | IN TYPO-
GRAPHEO CALIXTINO | Excudebat HENNINGVS MVLLERVS, | ANNO CIOIOCLXV.

Auf der Rückseite des Titelblattes: Adsores colloqui Hemelschenburgensis: Ludolphus a Klencken haereditarius in Hemelschenburg, Paulus Schmiedt, Pastor in Argen, Christophorus Siltman, Pastor in Hemelschenburg, N. Rintorpius, Canonicus Hildesiensis, N. N. Iesuita. Einen Auszug daraus findet man bei Henke, Calixtus, I, 163 ff. — Georg Calixtus,

der nach längeren Reisen seit 1613, ohne eine Professur zu bekleiden, in Helmstedt verweilte, erschien auf dem Religionsgespräche als Stellvertreter des ursprünglich dazu berufenen, aber durch Krankheit behinderten Professors Cornelius Martini, über welchen zu vergl. Henke, Calixtus, I, 62 ff. Daß sein Opponent P. Augustinus auch den Namen 'Turrianus' führte, erfährt man aus Böcher, Gelehrten-Lexikon, I, 1566 unter 'Georg Calixtus'. Der jüngere Calixtus berichtet, er sei herbeigezogen worden „ob acuti ingenii et solidae eruditionis gloriam.“ Im J. 1628 war er Rektor des Hildesheimer Jesuitenkollegs, vergl. G. Vasse, Erzbischof von Friedrich Spee (Leipzig 1879), Einleitung, S. XXIII.

31. (S. 15.) Colloqu. Hemelschen b. Vorrede S. 2: „Licet initio ipsum (i. e. Calixtum) naso adunco suspendisset R. P. Augustinus, tamen quomodo in isto (i. e. in colloquio) se gesserit (i. e. Calixtus) et voluntati sui praeceptoris (i. e. Cornelii Martini) responderit, ex lectione illius cuivis intelligenti facile patebit.“ Am Schluß: „Atque ita colloquium abruptum potius est quam finitum.“ Das Urtheil des jüngern Calixtus über den Erfolg seines Vaters könnte als einseitig und partiell erscheinen. Aber auch der unbefangene Großvogt Grote berichtet, daß der Jesuit „den Kürzern gezogen, die conferenz abrupiret undt ohn Abschied davon gewanbert.“

32. (S. 16.) Vergl. Henke, Calixtus, I, 171 ff. Auch Böcher a. a. O., I, 1566 bringt Calixtus' Ernennung zum Professor der Theologie mit seinem Siege im Hämelschenburger Religionsgespräch in einen ursächlichen Zusammenhang.

33. (S. 16.) Abgebr. bei F. Koldewey, Braunschw. Schulordnungen, II (Berlin 1889), S. 138 f.

34. (S. 17.) Havemann, Gesch. der Lande Braunschw. u. Lüneb., II, 691.

35. (S. 18.) Knoß, Schulwesen zu Helmstedt, I, 53.

36. (S. 18.) Abgedruckt bei Söttl, Der Religionskrieg in Deutschland, III (Hamburg 1842 in 12°), S. 253 ff.

37. (S. 20.) Das Amt Peine gehörte zu dem kleinen Stift Hildesheim, das nach der Stiftsfehde im Besitze des Bischofs geblieben war. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam das Amt Peine in die Hände des Herzogs von Holstein, der darin die Reformation einführte. Als es dann 1608 an Bischof Ernst, der zugleich den Kurfürstenthum von Köln inne hatte, zurückgegeben wurde, verpflichtete sich derselbe für sich und seine Nachfolger, die Einwohner bei dem Augsburger Bekenntnisse zu belassen, vergl. Lauenstein, Hist. des Bist. Hildesheim, II, 147 f. Der Nachfolger des Bischofs Ernst, Bischof Ferdinand (1612—1650), lehrte sich nicht an diese Zusicherung, vergl. Lauenstein, a. a. O., II, 152, und gab 1628 dem Rektor des Hildesheimer Jesuitenkollegiums, dem von dem Hämelschenburger Religionsgespräche bekannten Augustinus Turrianus (vergl. oben Anm. 30) den Auftrag, in Peine die Gegenreformation zur Ausführung zu bringen.

Auf dessen Betrieb wurde Friedrich Spee im Herbst 1628 als Protestantenmissionar nach Peine geschickt und wirkte dort mit so großem Erfolge, daß der Fortbestand des evangelischen Bekenntnisses ernstlich gefährdet erschien und ein darüber aufgebrachter Gegner ihn durch einen Mordanschlag aus dem Wege zu räumen suchte. Spee wurde zwar nicht getötet, aber doch so schwer verwundet, daß er zeitlebens an den Folgen zu leiden hatte. Seine Thätigkeit in Peine endete im September 1629. Vergl. Hüppe und Junkmann, *Trutz-Nachtigall* von Friederich von Spee (Goesfeld und Münster 1841), Einleitung, S. XLII, und besonders G. Basse, *Trutz-Nachtigall* von Friederich Spee (Leipzig 1879), Einleitung, S. XXII ff.

38. (S. 20.) Die Mitteilungen über den evangelischen Märtyrer Johannes Bissendorff gründen sich vorwiegend auf den Bericht bei Lauenstein, *Hist. des Bist. Hildesheim*, II, 158—168, wo insbesondere auch Aufzeichnungen Bissendorffs über seine Unterredungen mit den Jesuiten abgedruckt sind. Diesen Bericht ergänzte aus unzuverlässigen Quellen, insbesondere auch aus der mündlichen Überlieferung, der Pastor Primar. Bussé zu Elze in einem gemeinverständlichen Aufsatz über „Leben und unglückliches Ende des evang. Märtyrers Joh. B.“, abgebr. im *Hannov. Magazin*, Jahrg. 1821, St. 89—91. Zu diesem Aufsatz bietet dasselbe Blatt, Jahrg. 1821, St. 98, einen Nachtrag aus der Feder eines nicht näher genannten Gelehrten zu Hildesheim, dessen wertvolle Berichtigungen durch Bussés Entgegnung in St. 103 nicht entkräftet werden. Auch die 1770 von J. A. G. Schetelig in Hamburg in 4^o herausgegebene „Historische Abhandlung von einigen höchstseltenen und wegen des unglücklichen Schicksals ihres Verfassers merkwürdigen Schriften Johann Bissendorffs“ enthält einige Bemerkungen, durch die Lauensteins Bericht ergänzt wird. Es ist zu bedauern, daß die Akten des Bissendorffschen Prozesses verloren gegangen sind, worüber zu vergl. *Hann. Magazin*, Jahrg. 1821, St. 98, S. 782.

39. (S. 20.) Das Dorf Göttingen liegt einige Stunden nördlich von Hildesheim, unweit Sarstedt, im Amte Ruthe. Dieses Amt fiel in Folge der Stiftsfehde zunächst an Herzog Erich I. von Kalenberg-Göttingen, 1584 nach dem Tode Erichs II. mit dem gesamten Gebiete desselben an Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. Erst durch den Spruch des Reichskammergerichts vom 7/17. Dezember 1629 kam das große Stift und damit auch Göttingen wieder unter die Landeshoheit des Bischofs. Vergl. Lauenstein, *Hist. des Bist. Hildesh.*, II, 96 f. 110 ff. 117. 153 ff.

40. (S. 20.) Über den Lebensgang Bissendorffs ist nur wenig bekannt. In seinen ersten Schriften nennt er sich Johannes von Bissendorff, in den spätern läßt er das „von“ weg. Der Vaternamen wird darin stets mit ff, nie mit f geschrieben. Er bezeichnet sich bald als „Papaeb.“, bald als „Papaeburgus“, in dem Album der Helmstedter Universität als „Johannes Bissendorff Papaeburgius“. Danach hieß sein Geburtsort nicht Papeberg, wie Lauenstein und andere nach ihm angeben, sondern Papeburg, und man geht wohl nicht fehl, wenn man dabei an Papenburg, jetzt eine Stadt im Kreise Meppen

in der Provinz Hannover, denkt. Er soll von geringer Herkunft gewesen sein. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, ebenso wenig die Schule, welche er besucht hat. Von seinem Bildungsgange erzählt Lauenstein, a. a. O., II, 168: „Er bezeugete bey anwachsenden Jahren groß Belieben zum studiren, sonderlich zur Historie und Poesie, und excellirte sonderlich in den sogenannten Knittelharbischen Versen. Auf Academien erwehlete er die studia Theologica und hörte fleißig Theologiam Dogmaticam und Polemicam, insonderheit contra Pontificios.“ Daß es Helmstedt war, wo er studierte, beweist das Album der dortigen Universität, in das sein Name unter dem 29. März 1604 eingetragen wurde. Nach Vollenbung seiner Universitätsstudien hat er nach Lauenstein, a. a. O., „sich geraume Zeit im Predigen exerciret“, nach einer alten handschriftlichen Bemerkung in dem der Göttinger Universitätsbibliothek gehörigen Exemplare der „Nodi Gordii Resolutio“ (vergl. Anm. 43) längere Zeit an der Schule zu Pattensen als Lehrer gewirkt. Prediger zu Göttingen nennt er sich zuerst in einer Schrift vom Jahre 1618. Daß er bei seinem Tode eine Witwe namens Margarete und einige Kinder hinterließ, wird nachgewiesen Hannov. Magazin, Jahrg. 1821, St. 98, S. 782.

41. (S. 20.) Bissendorffs Schriften werden verzeichnet bei H. W. Rotermund, Das Gelehrte Hannover, I (Bremen 1823), 186 ff.

42. (S. 20.) Der Jesuit Martin Smiglecius, ein Pole von Geburt, starb nach Vöcher, Gelehrten-Lexikon, IV, 646, am 26. Juli 1618 zu Kalisch im 56. Lebensjahre. Bissendorff nennt ihn in seiner Gegenschrift (s. die folg. Anm.) einen jesuitischen Mönch in Ingolstadt. Von seinem „Nodus Gordius“ liegt vor ein Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, das 120 Seiten in 8° umfaßt. Der Titel lautet:

Nodus Gordius | DE VOCA- | TIONE MINI- | STROVVM |
Disputatio. | IN QUA DECEM DEMONSTRA- | tionibus
ostenditur Ministros Euangelicos | non esse veros verbi Dei &
Sa- | cramentorum ministros. | A. P. MARTINO SMIGLECIO
SO- | CIETATIS IESV, S. Theol. Doct. | Verzierung mit der
Inschrift IHS und der Umschrift LAVDABILE NOMEN DOMINI |
Permissu Superiorum. | HILDESHEIMII, | Excudebat Io-
annes Blanckenberg, | Anno M.DC. XXII.

Diese Ausgabe scheint der erneute Abdruck einer frühern Ausgabe des Werkes zu sein.

43. (S. 21.) Bissendorffs Schrift umfaßt 14½ Bogen in 8°, sign. A—P, Seitenzahlen 1—230, letztes Blatt leer. Drucker und Druckort werden nicht angegeben. Der mit Randverzierung umgebene Titel lautet:

NODI GORDII RESOLUTIO. | Das ist: | Gründlicher vnd eint-
feltiger | Unterricht | Von dem Veruff / Ordina- | tion vnd Ein-
weihung der Evan- | gelischen Prediger / sehr nützlich | vnd noth-
wendig zu | lesen. | Wieder das nichtige vnnb gantz | vorgeblich
Geschweh der 10. Argu | menten Martini Smigleci Jesuiten zu |

Jugelschaft im Nodo Gordio hin | vnd wider außgesprenget. | Für
die Emseltigen vnd sonst hoch- | betregnten Christen im Finsterniß
deß | Vabstums vmb mehrer Lust vnd Gedechniß | wissen in
teutschen Reymen gestellet | Durch | Iohannem Bissendorff Papaeb. |
Im Jahr Christi / | 1624.

Von der sehr seltenen Schrift liegen vor Exemplare der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel und der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Nähere bibliographische Nachweisungen bei Schetelig, a. a. O., S. 23 ff., und im Hannov. Magazin, Jahrg. 1821, St. 98. Vergl. auch Notermund, Gelehrtes Hannover, I, 187.

44. (S. 21.) Bissendorff selbst erzählt den Vorgang in einer bei Lauenstein, Hist. des Bist. Hildesh., II, 158 ff. abgedruckten Aufzeichnung ex carcere, 15. Januar 1627 (nach Schetelig, a. a. O., S. 41, vom 15. Jan. 1629) in folgender Weise: „Nachdem ich Endsbenanter, des Mittwochs gegen Abend von zweyen Jesuiten, neben einem Pastore von Peine, auf die Amt-Stube dieses Hauses Steurwald hin citiret und gehört worden, ward ich dem äußerlichen Schein in aller Freundlichkeit wohl emphanen. Darauf der oberste Jesuit mir ein Glas Wein zugebracht, und daneben angefangen zu reden von denen Ursachen, worum ich gefangen wäre, und unter andern gefragt: I. Es tu ille, qui conscripsit libellum diffamosum etc. etc.“

45. (S. 22.) Es war Kurfürst Ferdinand, ein Bruder des Herzogs Maximilian von Bayern, reg. 1612—1650. Er vereinigte in seiner Hand das Erzstift Köln, die Bistümer Püttich, Münster, Hildesheim, Paderborn, und war auch Administrator der Stifte Stablo und Berchtesgaden.

46. (S. 23.) Nach dem Abdruck bei Lauenstein, Hist. des Bist. Hildesheim, II, 166 f.

47. (S. 23.) Von der Beteiligung der Jesuiten an Bissendorffs Begräbnis in Göttingen melden die älteren Berichterstatter, Lauenstein und Schetelig, noch nichts. Erst Busse weiß davon im Hann. Magazin, Jahrg. 1821, St. 91, S. 725 f. zu erzählen, wie er St. 103, S. 822 angiebt, aufgrund eines alten handschriftlichen Berichts, den er etwa 30 Jahre zuvor auf der Pfarre zu Göttingen gefunden habe. Die Erzählung ist schwerlich geschichtlich begründet, wie bereits im Hann. Magazin, Jahrg. 1821, St. 98, S. 783 nachgewiesen wird, anderseits aber auch keine ganz leere Erfindung, sondern der Widerschein der Stimmung der protestantischen Bevölkerung. Richtig mag sein, was in dem Göttinger Exemplare der „Nodi Gordii Resolutio“ handschriftlich von alter Hand bemerkt wird, es hätten „die Papisten das Grab aufgraben und den Sarg auf den Schultern nach Göttingen tragen müssen.“ Aus den Papisten hat dann die Sage Jesuiten gemacht.

48. (S. 23.) Nach einer Mitteilung des Herrn Lehrers Hagemann in Göttingen.

49. (S. 24.) Wenn Janssen, Deutsche Geschichte, IV, 341, bemerkt: „Herzog Julius zog Klöster und Kirchengüter ein“, so wird der arglose Leser diese Worte so verstehen, als habe der Fürst Klöster und Kirchengüter in

seinen eigenen Nutzen gezogen oder sonst zu weltlichen Zwecken verwendet. Das aber ist vollständig unrichtig. Herzog Julius konnte von seiner Ordnung des Klosterwesens mit vollem Rechte sagen (Vorrede zu der Kirchenordnung, Bogen 2, Bl. 2^b f.): „Demnach wir vor dem Allmechtigen wol mit reinem gewissen sagen können, Auch vor seiner gangen Christenheit dessen öffentlich, wieder das lestern der Wiederwertigen, vns bezeuget haben wöllen, das wir hiemit der Clöster, oder andere Geistliche güter in dem wenigsten nicht gesucht, Auch solches alles niemandt weder zu liebe, noch zu leide, sonder allein dem Allmechtigen zu lob vnd ehr, den Closter Personen, auch vnsern getrewen vnd lieben Underthanen zu zeitlicher vnd ewiger wolfsart, vermög vnser tragen den Ampts vnd gewissens, angestellet.“ Auch Herzog August versichert in der Einleitung zu seiner Klosterordnung von 1655, daß er „keines weges gemeinet, daß dy Geistliche Güter und Stiftung prophaniret, vyl weniger zu Cammer-Gütern gemacht, mit denenselben vermischet, oder einiger Nuzzen in unsere Fürstliche Cammer daraus kommen“, sondern daß „dy davon aufkommende proventus zu keinen andern, als geistlichen Sachen und Ausgaben, wozu sy gewidmet, verwendet werden mögen.“ Seitdem ist freilich manches anders geworden, aber auch heute noch fließen die Einkünfte der braunschweigischen Klostergüter in einen besondern Kloster- und Studienfond, der vorwiegend zu den Zwecken des Kirchen- und Schulwesens verwendet wird.

50. (S. 24.) Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig u. Lüneburg, II, 200 ff.

51. (S. 25.) Nicht von sämtlichen Klöstern des Herzogtums Braunschweig ist die Durchführung der Restitution bekannt, doch ist an dem ernstlichen Versuche, dieselben sämtlich für die römische Kirche wiederzugewinnen, gar nicht zu zweifeln. Die darauf bezüglichen Akten sind zu einem guten Teile nicht auf unsere Zeit gekommen, und was davon erhalten ist, bedarf noch näherer Durchforschung. Nachgewiesen ist die Restitution von den Benediktinerabteien Königsutter und Alus bei Sandersheim, von den Cistercienserklöstern Ribdagshausen, Marienthal, Amelungsborn, Walkenried, Michaelstein, sowie von dem Augustinerinnenkloster Marienberg bei Helmstedt.

52. (S. 25.) Henke, Calixtus, I, 454. Über Barthold Neuhaus vergl. außer Henke auch Havemann, Gesch. der Lande Br. u. Lüneb., III, 47, Anm.

53. (S. 25.) H. Eckstorm, Chronicon Walckenredense (Helmst. 1617 in 4^o), S. 220 ff.; J. C. Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftsamts Walkenried (Wernigerode 1788), I, 568 f.; R. Volkmar, Gesch. der Klosterschule zu Walkenried (Nordhausen 1857), S. 13 f.

54. (S. 25.) J. G. Leudfeld, Antiqq. Michaelsteinenses et Amelunxbornenses (Wolfenb. 1710 in 4^o), S. 66 ff.; Stübner, Denkwürdigkeiten, 477 ff.

55. (S. 25.) Pauenstein, Hist. des Bist. Hildesheim, II, 152 ff.

56. (S. 26.) J. G. Leudsfeld, *Antiqq. Gandersh.* (Wolfenb. 1709 in 4^o), S. 266; J. Chr. Harenberg, *Hist. Gandersh.* (Hann. 1734 in fol.), S. 1036.

57. (S. 26.) Ph. Jul. Rehtmeyer, *Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig*, IV (Braunschw. 1715 in 4^o), S. 463 ff. 469; W. Tunica, *Zur Gesch. des Klosters S. Crucis zu Braunschweig*, abgedr. in der *Zeitschr. des Harz-Ver. f. Gesch. u. Altertumsf.*, Jahrg. 1885, S. 104 f.

58. (S. 26.) Sprenger's *Geschichte der Stadt Hameln*, bearb. von v. Reichenstein (2. Aufl. Hameln 1861), S. 75; Havemann, *Gesch. der Lande Br. u. Lüneb.*, III, 56, 57, wo die bezüglichen Vorschläge des Kaisers Ferdinand II., die 1630 dem Papste zur Genehmigung zugesandt wurden, mitgeteilt werden. Von Hameln heißt es darin: „Pro fundatione collegii Hammellii, ubi missionarii Societatis item iam tum exercentur, monasterium virginum Bisbeck proponitur, sub comitatu Schawenburgensi situm, his mille circiter imperialium.“

59. (S. 26.) Havemann, *Gesch. d. Lande Br. u. Lüneb.*, III, 57.

60. (S. 27.) Havemann, *Gesch. der Lande Br. u. Lüneb.*, III, 56 f. Von Goslar heißt es in den oben Num. 58 erwähnten Vorschlägen des Kaisers: „Ad fundationem Noviciatus in civitate Goslariensi cessit illis (i. e. Jesuitis) iam tum domus ibidem quaedam aulae Caesareae, sive der Keyfers Hoff dicta. Quibus addenda proponuntur a dominis Commissariis duo virginum monasteria, Bellingerebdt dioecesis Hildesiensis, et Catelburg principatus Grubenhagensis, quorum redditus annui ad 3500 Dalerorum imperialium aestimantur. Ad fundationem universitatis ibidem proponitur Monasterium abbatiale virginum Gerodense.“ Mit letzterer Abtei dürfte das Kloster Gernrode am Harz gemeint sein.

61. (S. 27.) Havemann, *Gesch. der Lande Br. u. Lüneb.*, II, 673.

62. (S. 27.) Lauenstein, *Hist. des Bist. Hildesheim*, II, 170.

63. (S. 27.) Leudsfeld, *Antiqq. Michaelsteinenses*, S. 79; Stübner, *Denkwürdigkeiten*, S. 479. 488.

64. (S. 27.) Havemann, *Gesch. der Lande Br. u. Lüneb.*, III, 48.

65. (S. 28.) Der Übertritt des Herzogs Johann Friedrich (reg. 1665 bis 1679) zur katholischen Kirche erfolgte 1651 in Italien. Die Geschichte dieser Konversion, bei welcher die Jesuiten zwar nicht die Hauptrolle spielten, aber doch auch nicht unbeteiligt waren, wird erzählt bei J. R. F. Schlegel, *Kirchen- und Reformationsgeschichte der Hannov. Staaten*, III (Hann. 1832), S. 228 ff.; Havemann, *Gesch. der Lande Br. u. Lüneb.*, III, 217 ff., und neuerdings wieder bei A. Röcher, *Gesch. von Hannover u. Braunschweig von 1648 bis 1714*, I (Publicationen a. d. R. Preuß. Staatsarchiven, B. XX, Leipzig 1884), S. 351 ff.

66. (S. 29.) Für die Darstellung der Thätigkeit der Jesuiten unter Anton Ulrich diente als Hauptquelle W. Hoed, *Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschw.-Lüneb.-Wolfenbüttel* (Wolfenb. 1845). Durch diese Schrift wurde richtig gestellt, was Augustin Theiner in seiner „*Gesch. der*

Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen zc. (Einfiedeln 1843)“ darüber fälschlich berichtet hatte. Verglichen ist auch W. G. Solb an, Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig (Leipzig 1845), desgleichen Havemann, Gesch. der Lande Br. u. Pöneb., III, 191 ff. Von dem Verfasser wurde derselbe Gegenstand bereits früher, wenn auch unter einem etwas andern Gesichtspunkte, behandelt in einem Vortrage, der unter der Überschrift: „Wie eine braunschweigische Fürstentochter römisch wurde“, in den „Lebens- und Charakterbildern“ (Wolfenb. 1881), S. 51 ff. abgedruckt ist.

67. (S. 29.) Havemann, Gesch. der Lande Br. u. Pöneb., III, 198.

68. (S. 30.) Henke, Calixtus, II, Abt. 2, 66 f.; Röcher, Gesch. von Hannover u. Braunschweig, I, 355 f. 366 ff. 378.

69. (S. 30.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 117.

70. (S. 31.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 56.

71. (S. 32.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 137 f.

72. (S. 32.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 57.

73. (S. 32.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 93.: „Je le peux assurer qu'à présent c'est ma seule consolation que j'espère fermement que le bon Dieu détournera le grand malheur qui est sur ma tête, de quoi je ne prie sans cesse. J'assure V. A. que si s'en venoit à cela, que je ne pourrai jamais consentir et que j'aimerai mieux mourir que de le faire.“ Der Brief datiert vom 1. September 1705.

74. (S. 33.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 78 f.

75. (S. 33.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 92.

76. (S. 33.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 140 ff. Dort ist der ganze Gang der Bekehrung der Prinzessin eingehend nach reichlich fließenden Quellen dargestellt.

77. (S. 33.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 141. 147. 191, vergl. S. 155.

78. (S. 33.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 193 ff.

79. (S. 33.) Pater Plöckner begleitete seine Schülerin auch, als dieselbe 1713 aus Spanien nach Wien zurückkehrte. Unterwegs erkrankte er auf der Reise durch Mailand, als sein Wagen durch die durch Regengüsse angeschwollene Scrivia fuhr und dabei umschlug. Vergl. Hoeck, Anton Ulrich, S. 305, Anm. 2.

80. (S. 34.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 213. 217. 256.

81. (S. 34.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 226.

82. (S. 34.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 209 ff.

83. (S. 34.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 226. 282.

84. (S. 34.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 217.

85. (S. 35.) Havemann, Gesch. der Lande Br. u. Pöneb., III, 199 ; Hoeck, Anton Ulrich, S. 281.

86. (S. 35.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 278 ff.

87. (S. 35.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 94 ff. 109 f.

88. (S. 35.) Hoeck, Anton Ulrich, S. 260 f.

89. (S. 35.) In den Protokollen des geistlichen Ministeriums der Stadt Braunschweig findet sich unter dem 28. April 1706 folgende Bemerkung: „Die Magnini (d. i. die Prediger der St. Magnikirche) gedachten, daß in ihrer Pfarre vor dem Aegidienthore in eines Färbers Hause die Hutmachergeßellen hätten ihr Gelage gehabt, daß sie in trunkener Weise eine papistische Procession gehalten, wie sie am Fronleichnamsfeste zu thun pflegen; sie hätten einen aus ihren Mitteln als Mönch ausgekleidet, der wäre unter einem Himmel gegangen, der aus einem weißen Leilach gemacht und den ihrer vier an einer Stange getragen; die Andern hätten einen Strohwißch gehabt, damit sie alle Vorübergehende als mit Weihwasser besprengt hätten, hätten dabei gräuliches Geschrei getrieben, daß man es über etliche Gassen hätte hören können, und wäre dabei ein solcher Zulauf von Volk gewesen, daß viele reisende Leute, die ins Thor zu St. Aegidien hätten wollen oder wieder hinaus wollen, durch das Gedränge des Volks nicht hätten hindurchkommen können. In einer solchen Procession sind sie nun bei hellem Tage um den Brunnen, der nach dem Aegidienthore zu siehet, herumgegangen, und weil Solches bei Vielen ein großes Ärgerniß verursacht, als haben die Prediger nicht allein Solches sehr beeifert, sondern der Rath hat auch die Urheber dieses Spiels lassen etliche Tage in's Gefängniß werfen, weil hierdurch die Papisten gegen uns Lutheraner nicht nur noch desto mehr möchten verbittert werden, sondern weil auch durch diese Ceremonie, obgleich die Papisten Solches aus Aberglauben thäten, Gott sehr verspottet würde.“

90. (S. 36.) Hoeß, Anton Ulrich, S. 263 ff.

91. (S. 36.) Hoeß, Anton Ulrich, S. 268.

92. (S. 36.) Hoeß, Anton Ulrich, S. 288 ff.

93. (S. 36.) Ph. S. Rehtmeyer, Braunschw. - Lüneburg. Chronik (Braunschweig 1722 in fol.), S. 1580; danach auch J. Chr. Stilbner, Hist. Beschreibung der Kirchenverfassung in den Herzogl. Braunschw.-Lüneburg. Landen (Goslar 1800), S. 144.

94. (S. 37.) Nach der gewöhnlichen Annahme wird der bekannte Spruch: „Intravimus ut agni, regnabimus ut lupi, expellimur ut canes, renovabimur ut aquilae“ dem dritten General des Jesuitenordens, Franz Borgia († 1572), zugeschrieben. Vergl. H. E. F. Guericke, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. 3 (7. Aufl. Berlin 1850), S. 323.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke und Sohn** (E. Appelhaus) in
Braunschweig ist vor Kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Undogmatisches Christentum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten.

Von **Otto Dreyer**, Dr. theol., Superintendent in Gotha.
Zweite Auflage. Preis 2 Mark.

Hamburgischer Korrespondent: Was der Verfasser hierüber noch weiter sagt, ist in höchstem Maasse beherzigenswert, und wir möchten es am liebsten Wort für Wort anschreiben; aber das geht nicht an, wir müssen vielmehr auf die Schrift selbst verweisen, und da wir noch oft in diesem Falle sein werden, so wollen wir es hiermit gleich ein für alle Mal thun, d. h.

unsere Ueberzeugung aussprechen, dass jeder Gebildete, der noch irgend Sinn und Verständnis für die Religion und ihre Bedeutung und für unser Volk ein Herz hat, einerlei übrigens ob „Gläubiger“ oder „Ungläubiger“, eine Schrift wie diese unbedingt zu lesen verpflichtet ist.

Und wir sagen dies, obgleich wir, wie sich finden wird, Dreyer's Anschauungen in sehr wesentlichen Stücken nicht teilen. . . .

Der alte Gott lebt noch oder Die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott.

Ein Wort des Kampfes und ein Wort des Friedens an die heutigen Christen von **S. Ziegler**. Preis 2 Mark.

Inhalt: I. Der Eine Gott. II. Die Gegner des lebendigen Gottes. III. Der Beweis vom Dasein Gottes. IV. Die religiöse Gewissheit. V. Nur immer wieder der Getreuzigte. VI. Mündigkeit und Männlichkeit in der Religion. VII. Ein Blick ins Jenseits. VIII. Der innere Fall des Menschen.

Früher erschien:

Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik.

Von Professor D. R. A. Lipsius.

Zweite Auflage. — Preis 12 Mk. 80 Pf.

Die Geschichte

der

Heiligen Schriften Alten Testaments

entworfen von Professor Dr. Eduard Reuss.

Preis 14 Mark.

Die Geschichte

der

Heiligen Schriften Neuen Testaments

entworfen von Professor Dr. Eduard Reuss.

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. — Preis 12 Mk.

Buchdruckerei von Appelhaus & Benninghoff in Braunschweig.



KODAK GRAY SCALE



C	Red-Filter Negative	Cyan Printer	M	Green-Filter Negative	Magenta Printer	Y	Blue-Filter Negative	Yellow Printer
----------	---------------------	--------------	----------	-----------------------	-----------------	----------	----------------------	----------------



KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.